

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 109 (1964)
Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE

LEHRERZEITUNG

ORGAN DES SCHWEIZERISCHEN LEHRERVEREINS

7

109. Jahrgang

Seiten 205 bis 244

Zürich, den 14. Februar 1964

Erscheint freitags

USA-SONDERHEFT



Graduierung an einer High School. Der feierliche Aufzug führt vom Schulverwaltungsgebäude zum Stadion, wo «outdoor exercises» abgehalten werden. Unter der amerikanischen Flagge weht das Banner mit den Emblemen der abgebildeten Schule. Der Kontinentaleuropäer blickt neidisch auf das fast unbegrenzt scheinende Umgelände, das dieser Schule wie zahllosen andern im neuen Erdteil zur Verfügung steht.

V.

Inhalt

USA-Sonderheft
Bildungssystem, Chancengleichheit und Demokratie —
Begegnung mit der Summer School
Aufwertung der Lehrerbildung in den USA
Die Berufsausbildung für Erwachsenenbildner an amerikanischen
Universitäten
Praktische Winke für eine USA-Reise
Notizen über eine USA-Fahrt
Mitteilungen des Schweizerischen Lehrervereins
Aus den Kantonen
Kurse / Vorträge
Beilage: «Pädagogischer Beobachter»

Redaktion

Dr. Willi Vogt, Zürich; Dr. Paul E. Müller, Schönenwerd SO
Büro: Beckenhofstrasse 31, Postfach Zürich 35, Telefon (051) 28 08 95

Sekretariat des Schweizerischen Lehrervereins

Beckenhofstr. 31, Zürich 6, Tel. (051) 28 08 95, Postfach Zürich 35
Sekretariat der Schweiz. Lehrervereinskrankenkasse, Tel. (051) 26 11 05
Postadresse: Postfach Zürich 35

Beilagen

Zeichnen und Gestalten (6mal jährlich)
Redaktor: Prof. H. Ess, Hadlaubstrasse 137, Zürich 6, Telefon 28 55 33
Das Jugendbuch (8mal jährlich)
Redaktor: Emil Brennwald, Mühlebachstr. 172, Zürich 8, Tel. 34 27 92
Pestalozzianum (6mal jährlich)
Redaktion: Hans Wymann, Beckenhofstrasse 31, Zürich 6, Tel. 28 04 28
Der Unterrichtsfilm (3mal jährlich)
Redaktor: R. Wehrli, Hauptstrasse 14, Bettingen BS, Tel. (061) 51 20 33
Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich (1- oder 2mal monatlich)
Redaktor: Hans Künzli, Ackersteinstrasse 93, Zürich 10/49, Tel. 42 52 26

Administration, Druck und Inseratenverwaltung

Conzett & Huber, Druckerei und Verlag, Postfach Zürich 1, Morgarten-
strasse 29, Telefon 25 17 90

Versammlungen

(Die Einsendungen müssen jeweils spätestens am Montagmorgen auf
der Redaktion eintreffen.)

Lehrerturnverein Zürich-Oerlikon und Umgebung. Freitag, 21. Fe-
bruar. Beginn 17.30 Uhr, Turnhalle Liguster. Leitung: E. Branden-
berger. Gymnastikball, Md. III. St.

Lehrerturnverein Hinwil. Freitag, 21. Februar, 18.20 Uhr, Rütli, Part-
nerübungen und Kurzspiele, Korbball. Am 28. Februar kein Turnen.

Lehrerturnverein Limmattal. Montag, 17. Februar, 17.30 Uhr, Kappeli.
Leitung: H. Pletscher. Persönliche Turnfertigkeit, Spiel. — *Wochen-
endskifahrt Plattisegg:* 7./8. März. Anmeldungen in der Turnhalle oder
an A. Christ, Feldblumenstrasse 119, Zürich 48, bis spätestens 2. März.

Lehrerturnverein Uster: Montag, 17. Februar 1964: Keine Uebung.

Lehrmittel AG Basel

Das schweizerische Fachhaus für Anschauungsmaterial aller Stufen

Reichhaltige Auswahl von Hilfsmitteln für alle Wissensgebiete

PHYSIK

Demonstrationsgeräte für Lehrer und Schüler
Experimentierbücher und Karteien
Tabellen zur Physik und Atomphysik
Farbdias zur Atomphysik und Elektronik
Möbiliar für naturwissenschaftliche Unterrichtsräume
Stromlieferungsgeräte

Auf Wunsch senden wir Ihnen unsern neuen, über 100 Seiten umfassenden Lehrmittelkatalog 1964.

Berggasthaus Stöfeli (1750 m ü. M.) Unterwasser

Schöne Zimmer und neuerstellte Massenlager (3 x 20 Plätze).
Das Haus steht am Ende des Skilifts Iltios-Stöfeli an schnee-
sicherer Lage. Ausgezeichnete Küche zu bescheidenen Prei-
sen. Im Februar und März sind noch Plätze frei.
Es empfiehlt sich Familie Kolb

Jugendlager Alpenrösli

Modern eingerichtet, Platz für 50 Personen, Leiterzimmer mit
fliessendem Kalt- und Warmwasser. Frei ab 1. März 1964 bis
Ostern und dann bis 13. Juli 1964. Gute Schneeverhältnisse.
Für Selbstkocher und mit Pension.
Anmeldungen an Familie Berther-Schmid, Jugendskilager Al-
penrösli, Rueras GR, Tel. (086) 7 71 20.

Bezugspreise:

Für Mitglieder des SLV

{ jährlich
{ halbjährlich

Schweiz

Fr. 17.—

Fr. 9.—

Ausland

Fr. 21.—

Fr. 11.—

Für Nichtmitglieder

{ jährlich
{ halbjährlich

Fr. 21.—

Fr. 11.—

Fr. 26.—

Fr. 14.—

Bestellung und Adressänderungen der Redaktion der SLZ, Postfach
Zürich 35, mitteilen. Postcheck der Administration VIII 1351

Insertionspreise:

Nach Seitenteilen, zum Beispiel:

1/4 Seite Fr. 127.—, 1/2 Seite Fr. 65.—, 1/16 Seite Fr. 34.—

Bei Wiederholungen Rabatt

Insertionsschluss: Freitag, eine Woche vor Erscheinen.

Inseratenannahme:

Conzett & Huber, Postfach Zürich 1, Tel. (051) 25 17 90

Bildungssystem, Chancengleichheit und Demokratie –

Ein Vergleich zwischen den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik¹

Berufssicherheit und Ausbildung:

Gefahren vordergründigen Vergleichs

Seit geraumer Zeit gibt es in der Bundesrepublik Deutschland – ähnlich wie in der Schweiz – einen grossen Mangel an Arbeitskräften, der selbst durch Hunderttausende von Gastarbeitern aus anderen Ländern allenfalls gemildert, aber nicht behoben werden kann. Die Vereinigten Staaten von Amerika leiden in der gleichen Zeit unter einer zwar nicht unbedingt alarmierenden, aber doch spürbaren – in einigen Depressionsgebieten sehr drastisch spürbaren – Arbeitslosigkeit. Durchschnittlich vier bis fünf Millionen Menschen halten vergeblich nach Arbeitsmöglichkeiten Ausschau.

Dieser Kontrast mag uns leicht dazu verführen, mitleidig auf die offenbar etwas heruntergekommenen Amerikaner herabzuschauen und zu preisen, wie weit wir es doch gebracht haben. Und das wäre der Anfang einer höchst gefährlichen Illusion; wir täten besser daran, selbstkritisch an die Zukunft zu denken. Denn die unterschiedliche Arbeitsmarktlage gründet – sehr wesentlich jedenfalls – gerade in dem technologischen Vorsprung der Amerikaner bzw. in unserer Rückständigkeit: Durch den technischen Fortschritt – es mag, stark vereinfachend, hier das Stichwort Automation genügen – werden in den Vereinigten Staaten jährlich etwa anderthalb Millionen Männer und Frauen «freigesetzt», weniger euphemistisch ausgedrückt: zur Arbeitslosigkeit verurteilt – und viele junge Menschen gar nicht erst in das Erwerbsleben eingegliedert. Wird eine ähnliche Entwicklung nicht früher oder später auch in Europa spürbar werden? Aus den simpelsten Konkurrenzgründen können es sich Industrie und Wirtschaft einfach nicht leisten, technologisch oder organisatorisch allzu weit zurückzubleiben.

In erster Linie sind in Amerika die ungelerten oder nur kurzfristig angelernten Arbeitskräfte bedroht, also die am wenigsten qualifizierten Berufe. Es werden durch den technischen Fortschritt gewissermassen die untersten Sprossen der Berufsleiter abgesägt, was sich natürlich besonders bitter für alle bisher «unterprivilegierten» Gruppen am Boden der sozialen Hierarchie auswirkt, beispielsweise für Neger und Puerto-Ricaner². Vom Tellerwäscher zum Millionär aufzusteigen, mag in vielerlei Hinsicht immer nur ein amerikanischer Traum gewesen sein, aber selbst der bescheidenste Aufstieg wird problematisch, wenn Geschirrspülautomaten die Tellerwäsche übernehmen.

Dieser Sachverhalt bürdet aber dem gesamten Bildungswesen eine besondere Verantwortung auf, auch

und gerade dann, wenn man kritischen Verhältnissen lieber vorbeugen als sie erst nachträglich mühevoll beheben will. Auf eine einfache Formel gebracht, kann man nämlich sagen, dass die Berufssicherheit mit der Ausbildung – vielleicht sogar in einem multiplizierenden Verhältnis – wächst: Es ist bezeichnend, dass, trotz der Arbeitslosigkeit «unten», bei fast allen qualifizierteren Berufen – vom Techniker und Ingenieur bis zum Lehrer – in Amerika ein ebenso krasser Arbeitskräftemangel herrscht wie bei uns.

Vor allem ist eines deutlich und wird mit der fortschreitenden Entwicklung immer unmissverständlicher werden: Die Mehrheit der Berufstätigen wird sich angesichts des rapiden technischen, wirtschaftlichen und sozialen Wandels im Laufe ihres Berufslebens einmal oder sogar mehrfach auf neue, andersartige Tätigkeiten umstellen müssen. Nicht nur spezialistisch verengte Berufskenntnisse, sondern auch Mängel der allgemeinen Grundausbildung können sich hierbei fatal auswirken, und besonders problematisch ist eine Kombination beider Faktoren. Dies haben praktische Erfahrungen in Amerika bereits unmissverständlich demonstriert: Versuche der Bundesregierung, den Arbeitslosen der Depressionsgebiete, beispielsweise den Bergarbeitern in den Kohlendistrikten Westvirginias, durch Umschulungskurse zu helfen, scheiterten vielfach daran, dass das spezialisierte, nicht länger verwendbare Berufswissen auf einer zu schwachen Basis allgemeiner Grundausbildung ruhte, so dass es den Bergarbeitern an der Fähigkeit gebrach, sich neue Kenntnisse und damit zugleich neue Berufswege aufzuschliessen.

Hieraus folgt, dass eine Trennung oder gar Entgegensetzung von Allgemeinbildung und Berufswissen je länger desto weniger Gültigkeit beanspruchen kann, dass beide Seiten zueinander vielmehr in einem dialektischen Verhältnis stehen: Ein möglichst breit angelegtes Grundlagenwissen – und mehr noch als das rasch und immer rascher veraltende Wissen eine entwickelte, aktive Aufnahme- und Verarbeitungsfähigkeit! – bilden den Schlüssel zu qualifizierten beruflichen Kenntnissen, zu beruflichem Erfolg und beruflicher Sicherheit; umgekehrt erhöhen berufliches Wissen und beruflicher Erfolg die Bereitschaft und die Fähigkeit zu allgemeiner Weiterbildung.

Bestätigende und beunruhigende Daten der Erwachsenenbildung

Einige Beobachtungen aus dem Bereich der deutschen Erwachsenenbildung, die mit den Erfahrungen der amerikanischen Umschulungsversuche nur zu gut zusammenstimmen, mögen das zuletzt Gesagte unterstreichen: «Erwachsenenbildung gilt häufig als eine Angelegenheit für die schul- und bildungsmässig unterprivilegierten Schichten – vor allem für die Arbeiter und diejenigen, die nur Volksschule besucht haben. Wie es damit in der Vergangenheit bestellt war, soll hier nicht entschieden werden. Für die gegenwärtigen Verhältnisse der Bundesrepublik ist die Behauptung in dieser Form jedenfalls nicht aufrechtzuerhalten. Hier sind diejenigen, die nur Volksschule besucht haben, in den Veranstaltungen für Weiterbildung der Erwach-

¹ Vortrag, gehalten auf der Zehnten Internationalen Lehrertagung im Kinderdorf Pestalozzi in Trogen, Juli 1963. — Der Aufsatz ist ein Ausschnitt aus einer grösseren Untersuchung zum Thema «Bildungssystem und Demokratie», an der der Verfasser zurzeit arbeitet.

² Es ist augenblicklich so viel von den Rassenproblemen der Südstaaten zu hören; in der Zukunft werden sich wahrscheinlich Probleme in den grossen Industriezentren des Nordens als noch bitterer und schwieriger erweisen: Es entwickelt sich ein fatales Zirkelverhältnis zwischen Arbeitslosigkeit, mangelhafter Schulbildung, schlechtesten Wohnbedingungen in Slumvierteln, steigender Kriminalität; diesen Zirkel aufzubrechen erweist sich als fast unmöglich, wenn man nicht bei allen Gliedern des Bedingungsgefüges zugleich eingreift.

senen weitaus unterrepräsentiert. Das ist eines der auffallendsten Resultate der Untersuchung über Bildungserwartungen und Wissensinteresse der westdeutschen Bevölkerung, die am Soziologischen Seminar der Universität Göttingen durchgeführt wird.»³ Ähnlich heisst es in einem Erfahrungsbericht über Seminarkurse, die in Zusammenarbeit mit der Universität Göttingen veranstaltet werden: «Die Zusammensetzung nach der Schulbildung zeigt, dass die Erwachsenenbildung zunehmend als Möglichkeit der Weiterbildung gerade von denjenigen in Anspruch genommen wird, die eine längere Schulbildung absolviert haben.»⁴ Angestellte und Beamte stellen den überwiegenden Anteil der Kursteilnehmer, Arbeiter sind deutlich unterrepräsentiert, wobei wiederum von den Facharbeitern zu den ungelernten Arbeitern hin ein markanter Abfall festzustellen ist. Aus vergleichbaren Kursen der englischen Erwachsenenbildung wird Ähnliches berichtet. Auffallend ist übrigens auch, dass junge Menschen, die selbst noch in qualifizierter Ausbildung stehen, wie Gymnasiasten und Studenten, einen überraschend hohen Anteil der Kursteilnehmer stellen.

In der Tat: Viele Indizien weisen in die gleiche Richtung, und so könnte man die bisherigen Ueberlegungen wohl in den folgenden Thesen zusammenfassen:

1. Die moderne, wissenschaftlich-technische und industrielle Zivilisation erfordert von jedem Einzelnen, will er nicht zum blossen Objekt öffentlicher Fürsorge degradiert werden, eine möglichst qualifizierte Ausbildung.

2. Angesichts des rasch und immer rascher sich vollziehenden Wandels aller Verhältnisse genügt kein einmalig erworbenes Wissen, sondern es ist ein ständiges, ein lebenslanges Um- und Neulernen erforderlich. Erwachsenenbildung, im weitesten Sinne des Wortes, wird deshalb zur vitalen Notwendigkeit; in der Zukunft wird die Erwachsenenbildung gleichrangig neben die anderen grossen Bildungsinstitutionen treten müssen.

3. Entgegen verbreiteten Vorstellungen – um nicht zu sagen Ideologien – erweist es sich jedoch als schwierig, grundlegende Mängel der Schulbildung durch die Erwachsenenbildung auszugleichen; der Erfolg der Erwachsenenbildung steigt mit der Qualität der «Basis»-Ausbildung, die die Schule vermittelt. Die Erfordernisse der Erwachsenenbildung weisen deshalb zurück auf Grunderfordernisse des Schulwesens. Oder nochmals anders und drastischer ausgedrückt: Niemand sollte sich in der Zukunft über Mängel des Schulwesens mit dem Hinweis auf die Ausgleichschancen nachholender Bildungsangebote beruhigen dürfen. Im Gegenteil: Gerade die Tatbestände und Probleme der Erwachsenenbildung sollten im Hinblick auf die Zustände des jeweiligen Schulwesens alle Verantwortlichen alarmieren.

4. Die von der Erwachsenenbildung auf das Schulwesen zurückzeigenden Erfahrungen demonstrieren, dass zwischen Allgemeinbildung und Berufsbildung kein Gegensatz konstruiert werden darf, sondern vielmehr eine Wechselwirkung besteht, die zu erkennen und zu verstärken im Blick auf künftige Erfordernisse aller Anlass besteht.

³ Willy Strzelewicz: Erwachsenenbildung — Bildungserwartungen und Wissensinteressen der westdeutschen Bevölkerung, in: Soziologie und moderne Gesellschaft, Verhandlungen des 14. deutschen Soziologentages, Stuttgart 1959, S. 221.

⁴ Hans-Dietrich Raapke, Helmut Skowronek: Seminarkurse — Die Mitarbeit der Universität an der Erwachsenenbildung, hg. v. Niedersächsischen Kultusministerium, Hannover 1962, S. 69.

Die Notwendigkeit internationalen Vergleichs

Um noch einmal an den Ausgangspunkt zurückzukehren: Wenn in den Vereinigten Staaten zugleich Arbeitslosigkeit und ein Mangel an Arbeitskräften herrschen und wenn dieser Kontrast ganz wesentlich auf Kriterien der Ausbildungsqualifikation zurückzuführen ist, dann heisst das offensichtlich, dass das Bildungswesen dem Reifezustand, den die technisch-industrielle Zivilisation erreicht hat, nicht oder jedenfalls nicht voll gewachsen ist. Genauer muss man wohl sagen: Der Zuschnitt des amerikanischen Schulwesens, wie er vor zwanzig oder dreissig Jahren bestand, reicht für die gegenwärtigen Erfordernisse nicht aus. Denn der Jugendliche, der vor zwanzig oder dreissig Jahren die Schule verliess, steht ja heute im besten Mannesalter; er steht mitten im Erwerbsleben – oder vor den Schaltern der Arbeitslosenfürsorge. Die Qualität des Bildungswesens müsste deshalb, statt nachzuhinken, den Erfordernissen der technisch-industriellen Zivilisation eigentlich um Jahrzehnte voraus sein!

In Amerika sind die Mängel des Bildungswesens – vor allem seit dem «Sputnik»-Schock – vehement diskutiert worden. In Europa, mindestens in Deutschland, wo vielleicht noch Ressentiments aus der reeducation-Periode nachwirken, hat diese Diskussion leider viel zu oft nur zur Bestätigung der eigenen Vorurteile – dass man offensichtlich von den Amerikanern nichts lernen könne oder gar müsse –, wenn nicht gar zu Schadenfreude, statt zu kritischer Ueberprüfung der eigenen Mängel Anlass gegeben. Dass prominente Auseinander der amerikanischen Bildungsdiskussion – wie z. B. Admiral Rickover, der «Vater» der Atom-U-Boote – eine Rückkehr zu europäischen Vorbildern fordern, scheint unseren Vorurteilen freilich nur zu gut zu entsprechen.

Ist unser gegenwärtiges Bildungssystem dem amerikanischen jedoch wirklich überlegen? Ist es den Erfordernissen der Gegenwart und der Zukunft – im Sinne der eben erwähnten Zeitverschiebung den Erfordernissen des Jahrhundertendes – gewachsen? Solche Fragen lassen sich freilich nicht mit Gefühlsreaktionen, deren Vorurteilsgehalt schwerlich kontrolliert werden kann, sondern nur durch sorgsam quantitativen wie qualitativen Vergleich beantworten; zu einem solchen Vergleich soll im folgenden wenigstens ein Ansatz versucht werden.

Kernstück des amerikanischen Bildungssystems: Die High School

Das amerikanische Schul- und Hochschulsystem gleicht dem unseren⁵ in seiner Anfangs- und in seiner Endphase recht genau; nicht zufällig ist das Wort «Kindergarten» in den amerikanischen Sprachschatz eingegangen. Auch die Grund- oder Elementarschule («Elementary School») zeigt keine tiefgreifenden Abweichungen. Sie umfasst heute in der Regel die ersten sechs Schuljahre, reicht also bis ins zwölfte Lebensjahr. Am anderen Ende des Ausbildungsweges steht das post-graduate study, das Fortgeschrittenenstudium, das sich an den ersten akademischen Grad, den «bachelor», anschliesst. In ihm erfolgt die eigentliche fachwissenschaftliche Ausbildung, die an die Forschung heranführt, in den sogenannten «Schools» der Universitäten, den Fakultäten. Hier wird die Einheit von Forschung und Lehre

⁵ Hiermit ist im folgenden stets Westdeutschland gemeint; in groben Zügen dürfte das Gesagte – jedenfalls von Amerika her gesehen – aber auch für andere europäische Länder, z. B. die Schweiz, zutreffen.

durchaus im deutschen Sinne angestrebt; nicht zufällig haben bei der Entwicklung der «Schools» und des Fortgeschrittenstudiums die seinerzeit fortschrittlichen deutschen Universitäten – Göttingen zuerst und dann Berlin – als Modelle gewirkt.

Zwischen der Grundschule und den akademischen «Schulen» liegen nun allerdings die eigentlichen Kernstücke des amerikanischen Bildungswesens, High School und College, die sich von unseren Vorstellungen und Verhältnissen radikal unterscheiden.

Die High School zunächst umfasst heute in der Regel sechs Schuljahre, gegliedert in Junior und Senior High School von je drei Jahren. Die High School reicht also vom 7. bis zum 12. Schuljahr bzw. vom 13. bis ins 18. Lebensjahr ihrer Schüler. Aber es handelt sich, das ist das Entscheidende, *nicht* um eine «Höhere» Schule nach deutschen oder um eine Mittelschule nach schweizerischen Begriffen. Sondern es handelt sich um eine *Einheitsschule*, die grundsätzlich von allen Jugendlichen, gleich welcher Herkunft oder Begabungsstufe, gemeinsam besucht wird. Die Schulpflicht reicht in den meisten Bundesstaaten zwar nur bis zum 16. Lebensjahr, aber rund 70 % der amerikanischen Jugend durchlaufen tatsächlich die ganze High School. In den fortgeschritteneren Staaten liegt der Prozentsatz natürlich noch höher, und insgesamt steigt er ständig weiter an. Das Ziel ist erklärtermassen die volle High-School-Ausbildung für alle. Und um das gleich noch hinzuzufügen: Im Anschluss an die High School besuchen rund 30 % der Jugendlichen ein College. Auch dieser Prozentsatz ist in ständigem Anstieg begriffen.

Hier liegt der erste erstaunliche Unterschied zu den uns gewohnten Verhältnissen: In Deutschland kämpft man zurzeit um die allgemeine Einführung des neunten Schuljahres, aber die grössten und volkreichsten Bundesländer (wie Bayern, Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg) erklären sich bis auf weiteres ausserstande, den Uebergang zu vollziehen. Noch immer endet also die Vollschulausbildung für die grosse Mehrheit unserer Jugendlichen nach acht oder neun Schuljahren; nur etwa fünf bis sechs Prozent jedes Jahrganges absolvieren die ganze Höhere Schule und verlassen sie mit erfolgreich bestandenem Abitur.

Der zweite wesentliche Unterschied betrifft die innere Organisation der High School: Es gibt, kurz gesagt, kein Klassen-, sondern ein Kurssystem. Von einer «homegroup» aus, die möglichst die ganze Schulzeit hindurch beisammen bleibt und sozial wie begabungsmässig nicht differenziert wird, besucht der einzelne Schüler Kurse, deren Plan für ihn nach psychologisch-pädagogischer Beratung *individuell* zusammengestellt wird. Damit ist nun, trotz des Einheitssystems, grundsätzlich eine Differenzierung nach Leistung und Begabung möglich; es gibt «schwerere» Pläne für die Begabten als für die weniger Begabten, mehr Mathematik, Naturwissenschaften und Fremdsprachen beispielsweise, und etwa die Mathematikurse werden nach Möglichkeit wieder in solche für die schnellen, die mittleren, die langsamen «Lerner» unterteilt.

Konsequenzen des individualisierten Kurssystems

Einige Konsequenzen des amerikanischen Systems seien kurz skizziert:

1. Am Ende der Schulzeit ergeben sich grosse Unterschiede des Leistungsstandes und der Leistungsrichtung: Wer aufs College geht, hat «wissenschaftlich»

mehr gelernt; wer einen praktischen Beruf ergreifen will, ist dafür vorbereitet worden, die Mädchen beispielsweise durch Kurse in Stenographie, Schreibmaschineschreiben, Buchführung, die Jungen in der Auto- oder Elektrowerkstatt der Schule.

2. Um die Differenzierung personell und wirtschaftlich möglich zu machen, müssen die Schulen gross sein: Conant⁶ fordert hundert Schüler pro Jahrgang als absolutes Minimum. Tatsächlich gibt es viele High Schools mit 2000, ja 3000 Schülern.

3. *Es gibt keine Promotionen:* Wer in einem Fach versagt, wiederholt entweder dieses in einem Sommerkurs (in den Ferien) oder im nächsten Jahr, wird in eine niedrigere Begabungsgruppe überführt oder gibt das Fach, als seine Möglichkeiten übersteigend, auf. Aber warum sitzenbleiben? Es ist aussichtslos, einem amerikanischen Pädagogen unser System plausibel zu machen – dass, wer in zwei Fächern versagte, dann auch alle anderen, einschliesslich derer, in denen er gute Leistungen erbrachte, ein Jahr lang wiederholen muss. Das bedeutet nach amerikanischer Ansicht geistige Verschwendung und führt leicht zum Schulverdruss, zum Verlassen der Schule zum frühestmöglichen Zeitpunkt bzw. zur Beeinträchtigung des Schulklimas.

4. Es ist eine *kontinuierliche Leistungsauslese in beiden Richtungen* möglich: Wer spät, aber spürbar «aufwacht», kann in «schwerere» Fächer oder höhere Leistungsgruppen überführt werden, und dem Versagenden steht die Gegenrichtung offen, ohne den für das Sozialbewusstsein und Selbstgefühl – des Schülers wie der Eltern – so schwerwiegenden Zwang, diese High School verlassen zu müssen bzw. sie gar nicht erst beziehen zu können.

5. Obwohl die Schulen von Ort zu Ort, von Staat zu Staat viel grössere Unterschiede zeigen als bei uns und obwohl die Amerikaner viel mobiler sind als wir – fast ein Drittel der Nation wechselt in jedem Jahr den Wohnsitz –, gibt es wegen der individuellen Programmierung für jeden Schüler beim Schulwechsel weniger Schwierigkeiten als bei uns, wo es von den Klagen der Öffentlichkeit her bisweilen den Anschein hat, als sei unser einziges Problem die Vereinheitlichung der Lehrpläne – und die einzige Krankheit unsere Bildungswesens der sogenannte Kulturföderalismus.

6. Die Gefahr ist akut und offensichtlich, dass der Schüler, von keinen Versetzungs- und Abitursorgen umdroht, weniger leistet als er leisten könnte und sich um «schwere» Fächer herumdrückt. Vor allem Fremdsprachen, Mathematik und Naturwissenschaften befinden sich in der Gefahr der «Unterentwicklung». Es kommt hinzu, dass das herrschende Sozial-«Klima» notorisch den sportlichen «Star» und den in vielen geselligen «Aktivitäten» sich auszeichnenden «netten Jungen» begünstigt, den «Bücherwurm» aber in ein zweifelhaftes Licht der Abseitigkeit rückt. Die Beliebtheit wird häufig – ganz unbefangen – an der Zahl der «dates» gemessen, die der Einzelne für das Wochenende buchen konnte.

Diese Gefahren sind in den letzten Jahren erkannt worden, und man unternimmt grosse Anstrengungen, um ihnen zu begegnen. Auch die Bundesregierung hat sich hierbei eingeschaltet: Das Gesetz, das vor allem der Förderung des fremdsprachlichen und des mathe-

⁶ James B. Conant: Der gegenwärtige Zustand der amerikanischen High School (Conant-Report), in: Die Schule zwischen Bewahrung und Bewährung, hg. v. H. v. Hentig, Stuttgart 1960, S. 63 ff., bes. S. 90 f.

matisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts gilt, trägt den etwas kuriosen Titel «National Defence Education Act»; da die Bundesregierung eigentlich nicht für Schulfragen, wohl aber für die nationale Sicherheit zuständig ist, nimmt sie den Umweg über die «Verteidigung», mit der in weiterer Perspektive gewiss nicht nur sophistischen Begründung, dass für die Selbstbehauptung von Freiheit und Demokratie im weltweiten Ringen mit dem Kommunismus *Erziehung die erste Linie der Verteidigung bildet*. Bessere Ausbildung und Besoldung der Lehrer, bessere technische Ausstattung der Schulen, öffentliche Herausstellung guter Schüler – das sind nur einige der versuchten Massnahmen.

Wird das alles aber genügen, muss man nicht doch eine Annäherung an europäische Modelle, also eine Abkehr vom bisherigen Weg, vollziehen, wie radikale Kritiker es fordern?

Die wirklich führenden Männer der amerikanischen Bildungsdiskussion verneinen das mit Entschiedenheit. «Ich bin überzeugt», erklärt Conant zusammenfassend in seinem Untersuchungsbericht über den gegenwärtigen Zustand der amerikanischen High School, «dass das amerikanische höhere Schulwesen ohne radikale Veränderungen an seiner Grundstruktur befriedigend gestaltet werden kann.»⁷ Bessere Leistungsdifferenzierung in vergrößerten Schulen mit ständig verbesserter psychologisch-pädagogischer Beratung, mit einem besonderen Augenmerk auf die Begabtenförderung, Vermehrung der «schweren» Pflichtkurse für Collegeanwärter und ähnliche Forderungen⁸ sprengen tatsächlich das gegebene System nicht, sondern wollen es lediglich zum Optimum seiner Möglichkeiten ausgestalten.

Ein Zug zur Leistung ergibt sich übrigens auch von den Colleges und Universitäten her. Es existieren zwar unzählige Colleges und Universitäten, und irgendwo kommt jeder, der sie besuchen will, unter – aber es gibt unendliche Unterschiede, vom Weltspitzenniveau etwa Harvards, bis hinunter zu Verhältnissen, die eher an verlotterte Kleinstadt-Volkshochschulen als an Pflanzstätten akademischen Geistes denken lassen⁹. Wichtig ist deshalb für das spätere Fortkommen nicht so sehr, dass man einen akademischen Grad erworben hat, als vielmehr, wo man ihn erworben hat. Harvard, um bei diesem Beispiel zu bleiben, liefert zwar einen Schlüssel zu den Kommandohöhen der amerikanischen Gesellschaft – aber in Harvard sich zu bewerben ist ziemlich sinnlos, sofern man nicht aus einer renommierten Schule kommt, «schwere» Fächer absolviert hat und zu den Jahrgangbesten seiner Schule gehört. Von den diesen Bedingungen sich stellenden ca. 5000 jährlichen Bewerbern können dann aber nur 1200 in der begehrten Alma Mater ihren Einzug halten.

Hier also sitzt ein Hebelarm für den Leistungsehrgeiz von Eltern und Schülern. Wenn, neben den anderen erwähnten Massnahmen, er noch kräftiger und deutlicher wird als bisher, braucht man in der Tat am gegebenen Schulsystem nichts Grundsätzliches zu ändern, um Leistungsmöglichkeit und Leistungswillen zu entfalten und dennoch alle Vorteile des gegenwärtigen Systems zu bewahren.

⁷ A. a. O., S. 120.

⁸ Siehe den Katalog der Verbesserungsvorschläge, a. a. O., S. 94 ff.

⁹ Eine ausgezeichnete Beschreibung gibt: David Riesman, *Constraint and Variety in American Education*, University of Nebraska Press, 1956.

Das amerikanische College

Von den Vorteilen des amerikanischen Systems wird gleich noch zu sprechen sein. Zunächst aber noch ein Blick auf das zweite Kernstück des Bildungswesens, zu dem es in Mitteleuropa kein Gegenstück gibt: das College. Es steht gewissermassen vermittelnd zwischen Schule und Universität, ergänzt und vertieft die Schulbildung und führt zugleich in das wissenschaftliche Studium ein. Den «klassischen» Typus bildet das aus britischem Vorbild entwickelte vierjährige «Liberal Arts College», das eine Art von Studium Generale mit fachlicher Schwerpunktbildung bietet. Vom herkömmlichen deutschen Universitätsstudium unterscheidet sich die Collegeausbildung ausserdem durch die straffe, schulmässige Führung der Studenten. Das mag, wenn man an die liberalen Traditionen der deutschen Universitäten gewöhnt ist, bisweilen abtossend wirken; angesichts der Hilflosigkeit, mit der so viele unserer heutigen Studenten der Universität begegnen – wie umgekehrt diese dem Massenansturm ihrer Studenten –, sollte man indessen die Vorteile nicht verkennen, die eine solche einführende Führung gewährt. Das Fortgeschrittenstudium steht dann ja auch in Amerika, wie schon erwähnt, unter anderen Vorzeichen.

Neben dem Liberal Arts College gibt es zahlreiche Typen von Fachcolleges, die von vornherein auf eine speziellere Ausbildung zielen – zum Beispiel das Teachers Training College, nach deutschen Begriffen also die Pädagogische Hochschule. Neuerdings entwickelt sich auch noch ein Zwischentypus, das zweijährige Junior College. Sein Vorteil ist, dass es einen geringeren Aufwand erfordert als das Vollcollege und deshalb an zahlreichen Orten, an denen sonst für weiterführende Ausbildung keine Möglichkeiten gegeben sind, eingerichtet werden kann. So können viele junge Amerikaner am Wohnort der Eltern, also mit bescheidenem finanziellem Aufwand, dieses College zur Erweiterung ihrer Schulbildung und (bzw. oder) zur Vorbereitung auf ein anschliessendes Studium besuchen.

Das deutsche Schulsystem: ein kritischer Vergleich

Vergleichen wir mit dem amerikanischen das europäische, speziell das deutsche Schulsystem, so ist der prinzipielle Unterschied klar: Nach dem vierten Grundschuljahr scheiden sich die Bildungswege; durch besondere Prüfungen sollen die Begabten von den weniger Begabten geschieden werden; die letzteren besuchen dann die Mittel- und Oberstufe der allgemeinen Volksschule, die ersteren weiterführende Schulen, und grundsätzlich eröffnet sich nur für diese, wenn sie die Höhere Schule erfolgreich durchlaufen haben, der Zugang zu Hochschulen und Universitäten.

Der Vorteil ist deutlich: In einer Ausleseschule für Begabte, die bereits mit dem zehnten Lebensjahr beginnt und neun Schuljahre umfasst, kann man ganz andere Anforderungen stellen und bei ständig weitergeführter rigoroser Auslese – nur etwa die Hälfte der Sextaner, teilweise sogar nur ein Drittel, erreicht das Abitur – am Ende einen ganz anderen Wissensstand erreichen als in einer noch so differenzierten Einheitschule.

Kaum weniger deutlich sind aber auch Nachteile und Schwierigkeiten. Zunächst bildet die anfängliche Auslese ein kardinales Problem: Ist es wirklich möglich, die künftigen Leistungen von Zehnjährigen gerecht zu beurteilen? Gibt es nicht immer wieder den «late bloomer», wie die Amerikaner sagen: den Spätentwickler?

Vor allem: Muss dieses Auslesesystem nicht, wenn es ein halbwegs gutes Gewissen bewahren will, mit der im Grunde unhaltbaren Fiktion operieren, es sei die Begabung eine Art von biologischer Konstante, die von sozialen Faktoren nicht oder nur unwesentlich beeinflusst wird? Anders gefragt: Benachteiligt dieses System nicht grundsätzlich die Kinder aus unteren Sozialschichten? Die Schwierigkeit liegt einmal darin, dass der beurteilende Lehrer, mag er sich noch so sehr um Gerechtigkeit bemühen, in aller Regel ein Repräsentant des Mittelstandes ist, dem die Kinder aus unteren Sozialschichten in Sprache, Erwartungen und Umgangsformen anders und fremder begegnen als Kinder, die selbst aus den Ober- oder Mittelschichten stammen.

Zum zweiten, und noch weitaus gewichtiger, liegt die Schwierigkeit aber darin, dass z. B. das Kind eines Akademikers im Elternhaus und seiner Spielumgebung durchweg ganz andere geistige Anregungen erfährt als etwa ein Arbeiterkind: Bis zu ihrer Einschulung sind die Sechsjährigen beinahe zu 100 % vom Elternhaus und seiner näheren Umgebung geprägt worden; erst nach und nach steigt der ausgleichende und überformende Einfluss der Schule. Wie weit dann nach vier Schuljahren der geistig formende und entwickelnde Einfluss auf die Schule übergegangen ist, wird sich nur schwer bestimmen lassen und wahrscheinlich von Fall zu Fall sehr verschieden sein; es wäre aber gewiss verwegen anzunehmen – übrigens auch ein höchst zweifelhafter Erfolg –, dass die Schule schon ganz oder vorwiegend zum bestimmenden Faktor geworden ist. Deshalb ist das Problem des Spätentwicklers, sieht man es einmal vom soziologischen – statt, wie üblich, vom individualpsychologischen – Standpunkt aus an, ein Problem der unteren Sozialschichten.

Wenn diese Feststellung aber richtig ist, dann wird man auch um die daraus folgende Feststellung kaum herumkommen, dass eben unser Schulsystem die Kinder aus den unteren Sozialschichten *prinzipiell benachteiligt*. Uebrigens reden ja die Statistiken, welche die Abiturienten oder Studenten nach Väterberufen auflisten, setzt man sie zu den allgemeinen Berufsstatistiken in Beziehung, eine unüberhörbare Sprache – selbst dann noch, wenn man voraussetzt, dass der Anteil der «natürlichen» Begabungen bei Akademikerkindern um etliches höher liegt als bei Arbeiterkindern.

Unter dem Eindruck der genannten Schwierigkeiten sind mannigfache Abhilfeversuche unternommen und Reformpläne entworfen worden. So wurde vorgeschlagen und zum Teil praktiziert, das Auslesealter um zwei Jahre hinauszuschieben¹⁰; der «Rahmenplan» des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen erhofft sich von der Einführung einer zweijährigen Uebergangsperiode, der sogenannten Förderstufe, eine Verbesserung der Auslese¹¹. Aber alle derartigen Vorhaben können das grundsätzliche Dilemma nicht beseitigen, sondern allenfalls mildern. Solange man

nämlich – darin zeigt sich die innere Stringenz der Systeme – an dem anderen wesentlichen Unterschied gegenüber der amerikanischen Schulorganisation, dem Klassen- und Versetzungsschema, trotz mancher Auflockerungsversuche prinzipiell festhält, *darf* man die Auslese nicht allzuweit hinausschieben, weil jede Verzögerung der Trennung die Begabten ja behindert; was für die Amerikaner ihr individualisiertes Kurssystem leistet, muss bei uns eben die Zuweisung der Kinder zu getrennten Bildungswegen vollbringen. Insofern haben die konservativen Kritiker des «Rahmenplans» und ähnlicher Vorhaben durchaus recht, wenn sie sich gegen jedes Hinausschieben des Trennungstermins und gegen alle Vereinheitlichungsversuche zur Wehr setzen.

Ferner: Das gegebene Auslesesystem bringt die Elternschaft in ein latentes, oft auch offenes Spannungsverhältnis zur Schule und zu den Lehrern. Und zwar in doppelter Richtung: Einmal gibt es die Eltern, die ihr Kind durchaus auf die Höhere Schule bringen wollen, um ihm die mit ihr verbundenen Prestige- und Sozialchancen zu sichern. Aber die Schule weist das Kind wegen mangelnder Begabung zurück. Die Folge ist, dass einerseits das Kind – häufig, in der Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung, bereits das neunjährige Kind! – mit Nachhilfestunden usw. angetrieben, um nicht zu sagen angepeitscht und oft genug verhängnisvoll überfordert wird. Andererseits wird natürlich die Schule, die sich dem Ehrgeiz der Eltern verschliesst, mit Vorwürfen und Verdächtigungen überhäuft. Zum zweiten, gewissermaßen in der Gegenrichtung, stellt sich das Problem jener Eltern, die ihr Kind *nicht* in eine weiterführende Schule schicken wollen, obwohl sie von den verantwortlichen Lehrern dazu aufgefordert werden: Das Kind soll nach Ableistung der Schulpflicht möglichst rasch ins Verdienen kommen – und ist selbst natürlich noch viel zu jung, um diese seine Lebensentscheidung mitbestimmen zu können. Vielleicht fühlen die Eltern, die selbst keine Höhere Schule besuchten, aber auch, dass ihr Kind ihnen in eine für sie fremde «Bildungs»-Welt entwachsen könnte – ein durchaus verständliches Gefühl angesichts der geschilderten, weitgehend schichtenkonformen Trennung der Bildungswege¹².

Ueber alle diese Schwierigkeiten und Mängel könnte man vielleicht aber noch hinwegsehen, wenn es gelänge, sie nachträglich auszugleichen oder wenigstens zu mildern. Ein grosser Teil der Reformbemühungen läuft deshalb darauf hinaus, zwischen den verschiedenen Bildungswegen auch in ihren späteren Stadien Uebergangsmöglichkeiten zu schaffen und Spätentwicklern – sei es der persönlichen Leistung, sei es der Herkunft oder der elterlichen Einsicht – sogenannte «zweite Bildungswege» zu eröffnen.

Im Einzelfall mag hierdurch wirklich geholfen werden; generell betrachtet fällt es aber schwer, den Erfolg dieser Bemühungen anders als skeptisch zu beurteilen. Denn hinsichtlich der Chancen nachholender Bildungsbemühungen sprechen die eingangs erwähnten amerikanischen Erfahrungen und die Daten der Erwachsenenbildung ihre wenig ermutigende Sprache; sie verweisen viele einschlägige Vorstellungen ins Reich ideologischer Rechtfertigungen. Es gilt, leider, noch immer der Satz, den, laut Gottfried August Bürger, der

¹⁰ Die sechsjährige Grundschule bildet in den Stadtstaaten Westberlin und Bremen den Regelfall; die beiden Gebiete sind identisch mit den gesicherten Hochburgen der SPD auf Länderebene. Der politische Sprengstoff, den die Frage nach der Länge der Grundschulzeit enthält, wurde besonders in den fünfziger Jahren in Hamburg sichtbar, als es einem vereinigten «Bürgerblock» gelang, die SPD für eine Legislaturperiode in die Opposition zu drängen, mit dem zentralen Argument, es müsse die vorher von der SPD eingeführte sechsjährige Grundschule wieder in die vierjährige zurückverwandelt werden.

¹¹ «Rahmenplan zur Umgestaltung und Vereinheitlichung des allgemeinbildenden öffentlichen Schulwesens», Gutachten a. d. J. 1959, hrsg. v. Deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen, 3. Aufl. Stuttgart 1961. Vgl. dazu: «Für und wider den Rahmenplan», hrsg. v. A. O. Schorb, Stuttgart 1960; Dt. Ausschuss . . . : «Zur Diskussion des Rahmenplans, Kritik und Antwort», Stuttgart 1960.

¹² Es ist das Infame an jener Behauptung mancher «Gebildeten», ein weitreichender und rascher Bildungsaufstieg innerhalb einer Generation sei «nicht gut», dass sie tatsächlich – innerhalb des gegebenen Systems – ein Stück Wahrheit enthält. So verwandelt sich die Ungerechtigkeit des Systems in ein Argument seiner Rechtfertigung!

Schäfer Bendix seinem Kaiser entgegenhielt, als dieser ihn zum Abt von St. Gallen machen wollte: «Was Hänschen versäumt, holt Hans nicht mehr ein.»

Innerhalb des Schulsystems aber tut sich noch einmal ein grundsätzliches Dilemma auf: Je mehr nämlich die anfängliche Auslese perfektioniert wird, um so stärker wird die Oberstufe der Volksschule «ausgelaugt» und in ihrem Niveau gedrückt – um so schwieriger wird deshalb für den Einzelnen das Unterfangen, sich aus solcher gedrückten Atmosphäre zu befreien und den Sprung über den immer breiter werdenden Abgrund zwischen den Bildungswegen zu vollbringen.

Die soziale und die politische Bedeutung der Schulsysteme

Die Tragweite der soeben skizzierten Probleme wird freilich erst sichtbar, wenn man bedenkt, was die qualifizierte Ausbildung bedeutet und in der Zukunft bedeuten wird. Die amerikanische Arbeitsmarktsituation, um nochmals zum Ausgangspunkt zurückzukehren, zeigt es bereits unmissverständlich: Die Ausbildungsqualifikation wird mehr und mehr zum entscheidenden Mittel sozialer «Ortsbestimmung». Schelsky hat den Vorgang pointiert und einigermaßen sarkastisch beschrieben, wenn er sagt: In der modernen Gesellschaft wird die Schule «zur ersten und damit entscheidenden zentralen sozialen Dirigierungsstelle für künftige soziale Sicherheit, für den künftigen sozialen Rang und für das Ausmass künftiger Konsummöglichkeiten, weil sowohl die Wünsche des sozialen Aufstiegs wie die Bewahrung eines sozialen Ranges primär über die durch die Schulbildung vermittelte Chance jeweils höherer Berufsausbildungen und Berufseintritte gehen. Diese Dirigierungsfunktion wird um so deutlicher, je mehr die Zuweisung Jugendlicher zu bestimmten Schularten bestimmte Aufstiegsmöglichkeiten endgültig ausschliesst.» Die Schule – und mit ihr die Hochschule – gerät in «die Rolle einer bürokratischen Zuteilungsapparatur von Lebenschancen», sie wird «eine Art Zuteilungsamt in einer Sozialchancen-Zwangswirtschaft»¹³.

Wenn das so ist und in der Zukunft, zufolge einer offenbar unentrinnbaren Entwicklung, immer mehr so sein wird, dann stellt sich aber eine brennende und heikle, eine politische Frage: Verträgt sich eigentlich ein derartiges System mit unseren Vorstellungen von Freiheit und Demokratie? Dass bei Schelsky Begriffe wie «Dirigierungsstelle», «Zuteilungsamt» und «Zwangswirtschaft» auftauchen, sollte mindestens nachdenklich stimmen. E contrario wird von hier aus vielleicht das Pathos verständlich, mit dem James B. Conant – nach einem Vergleich mit anderen Ländern – von dem amerikanischen Bildungswesen spricht: «Die mächtige Ausdehnung der höheren Erziehung in den Vereinigten Staaten in unserem Jahrhundert hat ein neues Instrument zur Verwirklichung der amerikanischen Vorstellung von der Demokratie geschaffen... Was die grossen Internatsschulen von England für den Nachwuchs der regierenden Schicht jener Nation im 19. Jahrhundert bedeuteten, das versucht die amerikanische High School nun für diejenigen zu erreichen, die in den Vereinigten Staaten regieren, nämlich für das ganze Volk. Kostenlose Schulen, in denen die künftigen Juristen, Aerzte, Professoren, Politiker, Bankiers, Industrieangestellten und Arbeiter bis zum

17. Lebensjahr zusammen studiert und gelebt haben, sind charakteristisch für grosse Teile der Vereinigten Staaten – sie sind eine amerikanische Errungenschaft. Dass derartige Schulen aufrechterhalten, ja immer noch weiter ausgedehnt werden, halte ich für entscheidend für die Zukunft unseres Staates.»¹⁴

Natürlich bleiben – vom Problem der Rassendiskriminierung einmal ganz abgesehen – auch in den Vereinigten Staaten beträchtliche Unterschiede: Es gibt gute und schlechte Schulen, schulfreudige und schulverdrossene Gemeinden, reiche und arme Staaten, teure Privatschulen¹⁵. Aber entscheidend ist doch, dass ein Bildungssystem der prinzipiellen Chancengleichheit verwirklicht worden ist, in dem Jungen und Mädchen jeder Art, Begabung und Herkunft so lange miteinander umgehen. «Das ist der Hauptgrund dafür», sagt Conant, «dass ich Vertrauen in die Zukunft der Nation habe». Vergleichsweise könnten wir dann freilich nur mit J. A. Schumpeter sagen, dass wir uns heute in einer jener Situationen befinden, «in denen Optimismus nichts ist als eine Form der Pflichtvergessenheit».

Die Frage der Chancengleichheit im Zeitalter der Gleichheit

Vielleicht ist es möglich, die allgemeine, die politische Bedeutung des erörterten Fragenkreises mit der Hilfe eines «Klassikers» noch weiter zu verdeutlichen. Am Ende des ersten Bandes von Tocquevilles grossem Werk «Ueber die Demokratie in Amerika» stehen die berühmten, immer wieder zitierten, aber wohl nicht oft und nicht eindringlich genug zu durchdenkenden Sätze:

«Es gibt heute auf der Erde zwei grosse Völker, die – von verschiedenen Punkten ausgehend – zum gleichen Ziel vorzurücken scheinen: die Russen und die Angloamerikaner.

Beide sind im verborgenen gross geworden; und während die Aufmerksamkeit der Menschen anderswo gefesselt war, sind sie plötzlich in die vorderste Reihe der Nationen getreten, und die Welt hat fast zur gleichen Stunde wie ihre Geburt ihre Grösse vernommen.

Alle anderen Völker scheinen etwa die Grenzen erreicht zu haben, die ihnen von der Natur gezogen sind, und scheinen diese nur noch bewahren zu sollen. Russland aber und Amerika wachsen: alle anderen sind entweder zur Ruhe gekommen oder dringen doch nur unter grossen Anstrengungen vor; sie allein schreiten leicht und rasch aus in einer Bahn, deren Ziel das Auge noch nicht zu erkennen vermag...

Sein Ziel zu erreichen, baut der Amerikaner auf das private Interesse und lässt die Kraft und die Vernunft des Einzelnen wirken, ohne sie zu dirigieren. Der Russe drängt gewissermassen die ganze Kraft der Gesellschaft in einem Menschen zusammen.

Freiheit ist dem einen der Antrieb, Knechtschaft dem anderen. Ihr Ausgangspunkt ist verschieden, verschieden ist ihr Weg; und doch, nach einem geheimen Plan der Vorsehung, scheint jeder von ihnen berufen, der einst die Geschicke der halben Erde zu lenken.»

Das ist wohl eine der erstaunlichsten Vorhersagen, die je gemacht wurden, wenn man bedenkt, dass sie aus dem Jahre 1835 stammt. Aber Prophezeiungen, die die erstaunlichsten Dinge verkündigen, gibt es ja bei-

¹³ H. Schelsky, Schule und Erziehung in der industriellen Gesellschaft, Würzburg 1957, S. 17 ff.

¹⁴ Liberty and Education – The Role of the Schools in a Modern Democracy, Harvard University Press 1953.

¹⁵ Zu den krassen Gegensätzen in Großstädten vgl. Conant, Slums and Suburbs, New York 1961.

nahe tagtäglich; schon nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit muss sich unter allem Unsinn auch einmal ein Volltreffer finden. Erstaunlich ist daher im Grunde nicht die Vorhersage als solche, sondern ihre Ableitung. Tocqueville meint, dass das moderne Zeitalter – wir würden wohl sagen: die Epoche der sich vollziehenden und vollendenden Industrialisierung – schicksalhaft vom Prinzip der Gleichheit bestimmt werde, und dass deshalb denjenigen Nationen zwangsläufig eine Führungsrolle zufallen müsse, die am eindeutigsten – mit Max Weber zu reden «idealtypisch» – vom Prinzip der Gleichheit geprägt seien. Dafür gibt es jedoch zwei einander polar entgegengesetzte Modelle: dass nämlich alle entweder gleich frei oder gleich unfrei sind – die Gleichheit in Freiheit und die Gleichheit in Knechtschaft. Und eben diese Modelle glaubt Tocqueville in Amerika und in Russland erkennen zu können. Daraus leitet er seine Vorhersage ab.

Der Kampf um die Gleichheit hat freilich eine lange Geschichte und viele Etappen. In Europa beginnt er als Kampf um Rechtsgleichheit, dann um politische Gleichheit – ausgedrückt besonders im allgemeinen und gleichen Wahlrecht; er setzt sich fort im wirtschaftlich-sozialen Ringen um «gerechten Lohn», Arbeitsschutz und Sozialversicherung, um Mitbestimmung usw. Diese Etappen wiederholen sich heute übrigens, auf die Völker übertragen, im weltweiten Maßstab: Die jungen Nationen kämpfen zunächst gegen die alten Kolonialmächte um ihre Souveränität, ihre politische Selbstständigkeit, aber kaum haben sie diese erreicht, sehen sie sich in den neuen und viel schwereren Kampf um ihre wirtschaftliche und soziale Entwicklung geworfen. Endziel ist auch hier unmissverständlich die Gleichheit mit den alten, entwickelten Industriestaaten.

Es zeigt sich jedoch je länger desto klarer, dass zum entscheidenden, eigentlichen zentralen Faktor der Angleichung bzw. Differenzierung der Bildungsstandard wird, und zwar nicht nur, wie beschrieben, innerhalb der Nationen, sondern zwischen den Nationen: Was beispielsweise die Situation Deutschlands im «Jahre Null», 1945 oder 1948, von der Situation unterentwickelter Länder im Augenblick ihrer formalen Unabhängigkeit unterschied, war nicht so sehr die industrielle Substanz, die ja auch im Bereich der heutigen Bundesrepublik durch Krieg und Kriegsfolgen weitgehend

zerstört war, sondern die noch vorhandene – durch die sozialen Erschütterungen sogar zusätzlich aktivierte – Bildungssubstanz, die dann eine als «Wunder» gepriesene industrielle Rekonstruktion ermöglichte, sobald nur durch Marshallplan, Währungsreform und ähnliche Initialzündungen die Startbedingungen gesichert waren.

Aber es ist eben die Frage, ob die überkommene, durch blosse Anstückungen mühevoll ausgeweitete Bildungssubstanz auch in der Zukunft ausreichen wird. Um zu Tocqueville zurückzukehren: Was seine Vorhersage so erstaunlich bestätigt, ist die Tatsache, dass die vom Gleichheitsproblem her gestellte Diagnose sich auch, ja ganz besonders bewährt, wenn man sie von den Bildungssystemen her als Frage der *Chancengleichheit* betrachtet: Amerika und Russland haben, je auf ihre Weise, mit ganz verschiedenen Inhalten und Methoden, Bildungssysteme der prinzipiellen Chancengleichheit verwirklicht.

Wir aber beharren, trotz aller Ueberbrückungsmühen, all der zweiten und dritten Bildungswege, all dieser Aushilfen und Hintertreppen, immer noch bei einem Bildungssystem, das zwischen elementarer Bildung für die Massen und gymnasialer sowie akademischer Bildung für die Elite eine prinzipielle Grenzlinie zementiert.

Vorerst hat es freilich nicht den Anschein, als ob dieser Sachverhalt die Verantwortlichen ihren Schlaf oder ihr gutes Gewissen kostete. Dabei müsste man sich doch eigentlich gerade in der Bundesrepublik der eminenten Herausforderung bewusst sein, die darin liegt, dass heute im anderen, im östlichen Teil Deutschlands nach sowjetischem Modell ein Erziehungssystem prinzipieller Chancengleichheit verwirklicht wird. Darf man sich dabei beruhigen, dass es sich, nach Tocquevilles Begriffen, um Gleichheit in Knechtschaft handelt, müsste diese nicht vielmehr dazu antreiben, ihr durch die Gleichheit in Freiheit zu begegnen?

Zunächst käme es wohl darauf an, die amerikanische Einsicht, dass Erziehung die erste Linie der Verteidigung darstellt, im Ernst einsichtig zu machen und darzulegen, dass es um *diese* Verteidigung bei uns nicht eben zum besten bestellt ist. Es käme darauf an, heilsame Beunruhigung zu erzeugen. Dazu möchte dieser Aufsatz beitragen.

Christian Graf v. Krockow, Göttingen

Begegnung mit der Summer School

Die beiden hier folgenden Aufsätze sind dem Sonderheft über das amerikanische Schulwesen entnommen, das die Frankfurter Hochschule für internationale pädagogische Forschung im April 1963 als Auswertung einer von der Hochschule durchgeführten Studienreise herausgab. V.

Die Summer School in Amerika ist eine Antwort auf die pädagogischen Probleme, von denen sich das amerikanische Erziehungswesen herausgefordert sieht. Die grossen Sommerferien bieten die Möglichkeit einer vertieften und erweiterten Ausbildung. Dies gilt für Lehrer und für Schüler.

In der Reform der Erziehung erscheint besonders wichtig, dass die Lehrer neben der bisher im Vordergrund stehenden Didaktik ihrer Fächer auch in stärkerem Masse stoffliches Wissen erwerben. Die *Sommerkurse für Lehrer* finden an Universitäten statt und haben eine direkte Wirkung, da die Lehrer nach den Kursen in ihre Schulen zurückkehren und sich Vertiefung und Erweiterung ihrer Ausbildung sogleich

im Unterricht auswirken. Während unserer Studienreise konnten wir im Teachers College in Oswego und im Hofstra College lebendige Eindrücke von der Lehrerfortbildung gewinnen. Besonders der Besuch am Hofstra College bei New York zeigte uns, mit welcher Intensität das Programm der Summer School für Lehrer durchgeführt wird. So nahmen wir etwa mit der Arbeitsgruppe der Deutschlehrer an grammatischen Übungen teil, die aufgelockert, aber mit vollem Ernst alle Einzelheiten aufgriffen, wir hörten einen Vortrag über die psychologischen Probleme beim Aufbau der Bundeswehr, eine erstaunlich gute und auch atmosphärisch gelungene Darstellung. Für die Dauer der Summer School werden Dozenten auch aus anderen Ländern verpflichtet, in diesem Falle aus Deutschland. Die Teilnehmer werden darüber hinaus von Mentoren betreut, z. B. von Assistenten der Universität und von Gaststudenten. Dozenten und Mentoren erhalten eine besondere Vergütung. Auch für die Lehrer besteht ein finanzieller Anreiz, die Summer School zu besuchen. Nicht selten wird ihnen vom School Board der Besuch dieser Kurse nahegelegt, ausserdem steigen mit den dabei erworbenen Credits auch die beruflichen Aussichten.

Eine noch grössere Bedeutung hat die *Summer School für die Schüler selbst*, und zwar in doppelter Hinsicht. Während der dreimonatigen Sommerferien werden nicht nur die minderbegabten Schüler gefördert, sondern auch begabte Schüler haben die Möglichkeit, sich in besonderen Kursen auf ein Hochschulstudium vorzubereiten. Es ist daher zwischen den «Nachholkursen» und den «akademischen Kursen» zu unterscheiden.

Das «Sitzenbleiberelend», das in Deutschland ein besonderes pädagogisches Problem ist, gibt es in den USA in diesem Sinne nicht. Der amerikanische Schüler, dessen Leistungen für eine Versetzung nicht ausreichen, erhält die Gelegenheit, Lücken auszufüllen. Andererseits kann ein Schüler freiwillig Fächer belegen, in denen er sich weiterbilden will. Dabei ist eine intensivere Ausbildung möglich, es kann damit aber auch, und dieser Weg wird am häufigsten eingeschlagen, die Ausbildung zeitlich verkürzt werden. Bei einer Kursdauer von 4, 6, 8 und auch 10 Wochen kann sich der Schüler auf ein oder zwei Fächer konzentrieren.

Konkrete Einzelheiten über eine Summer School seien hier am Beispiel der F. Ware Clary Junior High School in Syracuse (300 000 Einwohner) mitgeteilt. Diese Schule wurde von 1959 bis 1961 mit einem Aufwand von 800 000 Dollar errichtet und stellt einen hochmodernen Bau dar. Sie ist in der Stadt die einzige Schule mit einer vollständigen Klimaanlage, was übrigens das Fehlen der Fenster erklärt. Damit ist das Gebäude für die Aufnahme der Summer School geeignet. Diese dauert 30 Tage und liegt in den Sommerferien. An ihr nehmen Jungen und Mädchen teil, die in einzelnen Fächern nicht den Anforderungen der Klasse genügen und sich durch das erfolgreiche Absolvieren der Kurse das Sitzenbleiben ersparen. Dazu kommen Schülerinnen und Schüler, die sich über den Rahmen des Unterrichts hinaus vertiefte Kenntnisse aneignen wollen und gegebenenfalls ihren Schulbesuch damit verkürzen. Zu den gerade laufenden Kursen schickten 50 Schulen aus der Stadt und ihrer Umgebung insgesamt 900 Kinder.

Der Unterricht findet für die 7., 8. und 9. Klasse statt. Die Schüler werden jeden Tag von Schulbussen geholt und nach Hause gefahren. Die Schule hat kein Internat. Während des Sommerkurses ist von 9.00 bis 12.30 Uhr Unterricht. Die Kurse laufen in folgenden Fächern, für jede Klassenstufe getrennt: Latein, Weltgeschichte, Englisch, Algebra, Geometrie, Mathematik, Geographie, General Science, Social Studies und Lesen für Schüler mit Lese-schwierigkeiten. Die Schule hat auch ein Sprachlaboratorium für 20 Schüler, das vom Bund gefördert wurde.

Die Teilnahme an den Sommerkursen ist freiwillig und wird von den Eltern bezahlt. Der ganze Kurs kostet 17 Dollar und 3 Dollar Einschreibegebühr, der halbe Kurs 10 Dollar und 3 Dollar Einschreibegebühr. Auch die Lehrer übernehmen die Sommerkurse freiwillig und werden zusätzlich dafür bezahlt, dass sie auf einen Teil ihrer Sommerferien verzichten. An dem Sommerkurs in Syracuse sind 2 Lehrerinnen und 22 Lehrer beteiligt. Normalerweise sind an den Schulen weit mehr Frauen beschäftigt als Männer, vor allem in der Grundschule. Dass an der Summer School mehr Männer tätig sind, hat seinen Grund darin, dass viele Familienväter auf diese zusätzliche Einnahme angewiesen sind. Der Lehrer erhält für den Sommerkurs bei 30 Schultagen 700 Dollar.

Wir besuchten zwanglos in kleineren Gruppen die verschiedenen Klassen und wechselten am Ende der Stunde nach der üblichen Pause von 3 Minuten.

Bei den Hospitationen fiel besonders die zahlreiche Verwendung von Arbeits- und Hilfsmitteln auf. So hatten die Schüler auf abgezogenen Blättern Ergebnisse von Rechenoperationen einzutragen oder fehlende Zahlen zu ergänzen. Im Sachunterricht arbeiteten die Schüler ebenfalls mit Arbeitsblätter, die Aufgaben enthielten und ausgefüllt werden mussten.

Im Unterricht lag der Schwerpunkt in einer straffen Wiederholung mit dem Ziel, Wissen einzuprägen und zu

befestigen. Im Mittelpunkt stand die Lehrerfrage. Diese Methode erklärt sich durch das der Summer School gesetzte Ziel.

Normalerweise hat die Schule etwa 600 Schülerinnen und Schüler und 30 bis 35 Lehrerinnen und Lehrer. Der Unterricht dauert von 9.00 bis 15.30 Uhr. In der Mittagspause wird ein Lunch eingenommen, der in einer perfekt eingerichteten Grossküche zubereitet wird und pro Schüler 30 Cents kostet, was sehr niedrig ist. In der Schulzeit werden auch die von der Summer School nicht benötigten Räume benutzt. Den Arbeits- und Werkräumen der Jungen entsprechen reich ausgestattete Kochküchen und Waschanlagen für die Mädchen. Die Schule hat eine grosse Aula, die für Theateraufführungen, Filme usw. geeignet ist, und ein «gymnasium», d. i. eine Turnhalle. Bemerkenswert ist eine umfangreiche und gut gegliederte Bücherei, die von Schülern verwaltet wird. Jeder Schüler erhält auch ein eigenes Schliessfach mit einem Nummernschloss, dessen Zahlenkombination in jedem Jahr verändert wird. Eine Lautsprecher- und Höranlage verbindet alle Klassen und hat ihre Zentrale in einem Vorzimmer des Direktors. Daneben ist der Raum des Guidance Counselors, der als Psychologe dem Lehrer bei Erziehungs- und Disziplinschwierigkeiten, dem Schüler bei der Berufsfindung und als Rechtsberater zur Verfügung steht.

Unserem Notensystem entspricht hier eine Einteilung in die Gruppen A bis E. Die Gruppe A entspricht den Prozentrangplätzen 100 bis 93; Schüler mit derartigen Leistungen kommen auf die Honour Roll. Sie bilden über den ganzen Staat eine Vereinigung, die Honour Society. Die Gruppen D und E liegen unter den Anforderungen des Kurses.

Hermann Müller und Joachim Weiss

Aufwertung der Lehrerbildung in den USA

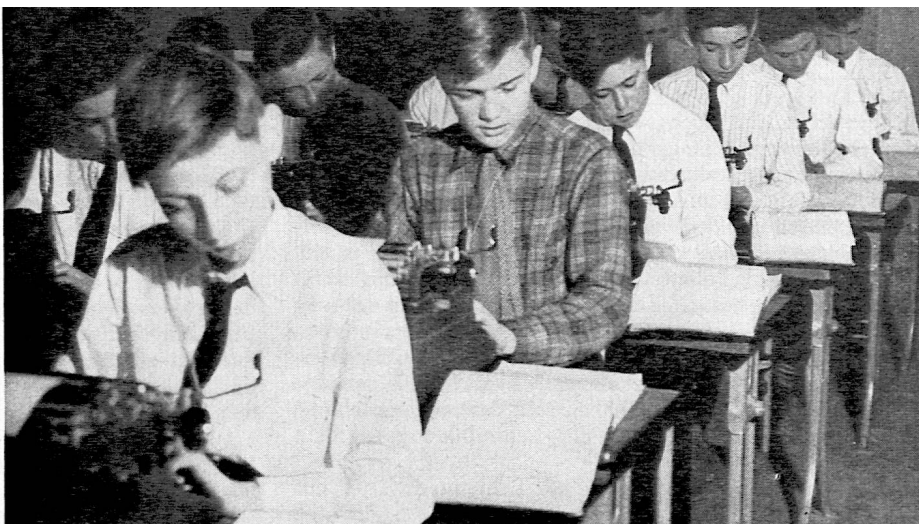
Das Bundesgesetz zur Förderung wichtiger, dem nationalen Interesse dienender Bildungsprogramme (National Defense Education Act), vom Bundeskongress 1958 verabschiedet und als Meilenstein in der Geschichte des amerikanischen Erziehungswesens angesprochen, bewilligte in einem ganzen Katalog neuer Förderungsprogramme besondere Vergünstigungen für den Lehrernachwuchs, um begabte Nachwuchskräfte in weit grösserer Zahl als bisher dem Lehramt, zumal dem akademischen Lehramt zuzuführen. Denn auch die USA leiden unter einem akuten Lehrermangel. Die Zahl der neuen Lehrer, die im nächsten Jahrzehnt gebraucht werden, umfasst zwischen einem Drittel und der Hälfte aller College-Absolventen aller Fächer in diesem Zeitabschnitt. Da aber nur jeder vierte oder fünfte College-Absolvent Lehrer wird, ist das Ausmass des Problems leicht einzusehen, selbst wenn man einrechnet, dass Lehrer nicht nur aus der Zahl derjenigen hervorgehen, die gerade das College absolviert haben.

Der Lehrermangel erklärt sich zum Teil daraus, dass heute die schwachen Geburtsjahrgänge der dreissiger Jahre beim Eintritt in das Berufsleben mit einem verstärkten Nachwuchsbedarf verschiedener Wirtschafts- und Verwaltungszweige konfrontiert werden, die verlockendere Gehaltsbedingungen und Aufstiegsmöglichkeiten zu bieten haben als der Schuldienst. Hinzu kommt, dass während des Krieges und in den Prosperitätsjahren der Nachkriegszeit viele Lehrer in andere Berufe hinüberwechselten.

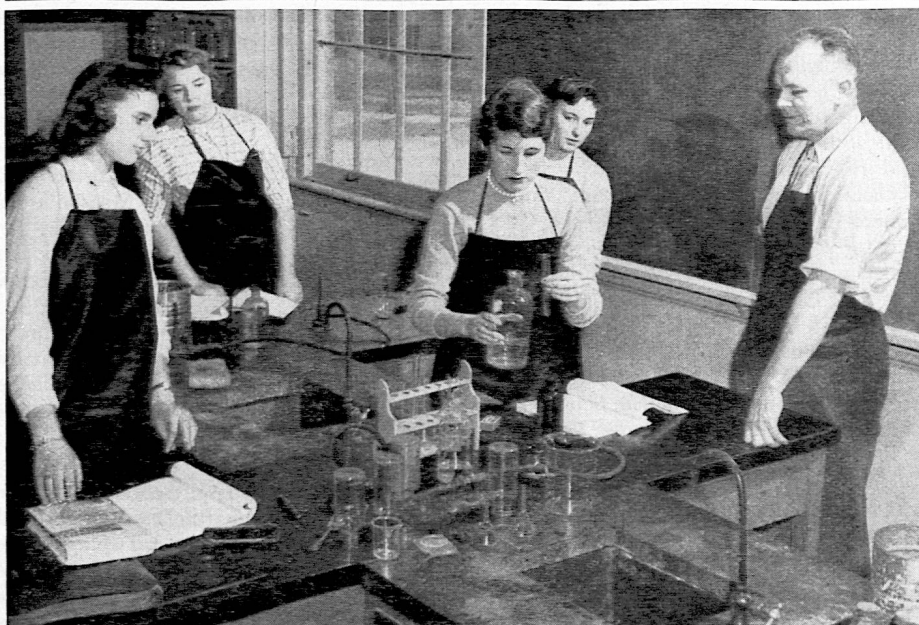
Mit dem Lehrermangel geht die Gefahr einher, dass die Qualität der Lehrerschaft absinkt. 1956 hatten 33 % der Grundschullehrer keinen erfolgreichen Abschluss des vierjährigen Collegebesuches, die Bestätigung einer wissenschaftlichen Allgemeinbildung mit Schwerpunkten in einem oder mehreren Fächern, aufzuweisen. Mehr als 21 % aller Lehrer an öffentlichen Schulen hatten überhaupt das College weniger als vier Jahre besucht.

Die Photos der Seiten 205, 215 und 224 wurden uns freundlicherweise von der USA-Botschaft in Bern zur Verfügung gestellt.

Schreibmaschinenunterricht in einer High School.



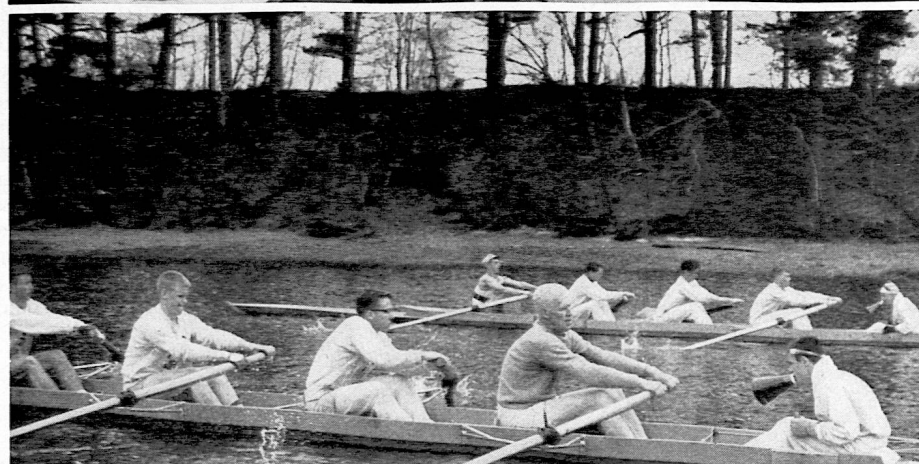
Chemielaboratorium in einer evangelischen Mädchenschule.



Abendkurs für Gegenwartsfragen. In der mit dem Bild gelieferten Legende heisst es, dass das work-by-day und study-by-night typisch sei für Millionen von Amerikanern.



Der Schuldirektor (der erste Ruderer im näheren Boot) ersetzt beim Wettkampf einen an der Regatta plötzlich verhinderten Schüler. Die uns gelieferte Bildbeschreibung nennt Namen von Schule und Direktor: William G. Saltonstall sei der neunte Principal der Phillips Exeter Academy, einer altberühmten Preparatory School for boys in New Hampshire. Nach 17jähriger erfolgreicher Tätigkeit sei nun aber Mr. Saltonstall zurückgetreten, um die Leitung des aus 441 Lehrerfreiwilligen bestehenden US-Peace-Corps-Kontingentes für Nigeria zu übernehmen. V.



Angesichts des noch weiter anschwellenden Andrangs starker Geburtsjahrgänge in den öffentlichen Schulen und angesichts der sich allmählich stärker verbreitenden Einsicht in die Wichtigkeit eines guten Schulwesens hat man in den letzten Jahren mit den verschiedensten Mitteln den Lehrerberuf aufzuwerten und anziehender zu machen versucht. Die Educational Policy Commission, ein vom amerikanischen Kongress bestellter Ausschuss, der die Finanzierung bestimmter Bildungsprojekte durch den Bundesstaat berät, hat betont, dass «jeder Lehrer sowohl eine (am College erworbene) Allgemeinbildung als auch in die Tiefe gehende Kenntnisse auf dem Gebiet haben soll, das er unterrichtet». Der Ruf nach einer Hebung der Lehrerbildung ist nicht mehr zu überhören.

Noch vor 50 Jahren brauchte ein Lehramtsanwärter nur das High-School-Diplom, um in den meisten Einzelstaaten Grundschullehrer werden zu können. Im Schuljahr 1959/60 verlangten dagegen 37 Staaten für die Neueinstellung im öffentlichen Grundschuldienst ein vierjähriges Collegestudium bis zum Bachelor-Grad. Als Mindestbedingung gilt in einigen wenigen Staaten der Nachweis eines einjährigen Collegestudiums im Anschluss an die zwölfjährige Grund- und High-School-Ausbildung.

Ganz allmählich stiegen die Anforderungen für das höhere Lehramt an den öffentlichen Oberschulen, und demgemäss verlängerte sich die Ausbildungszeit für die Lehramtsanwärter. 1959/60 wurden in 49 Staaten Kandidaten für das High-School-Lehramt frühestens nach vier Studienjahren, in Kalifornien, Arizona und dem Bundesdistrikt für bestimmte Fächer erst nach fünf Studienjahren zugelassen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die von den einzelnen Schulen oder lokalen Schulbehörden gestellten Anforderungen vielfach über die Mindestforderungen hinausgehen. Die Anstellung der Lehrer ist nämlich in der Regel Sache der örtlichen Schulbehörden oder Erziehungskörperschaften. Unter den 50 Einzelstaaten gibt es keine zwei, in denen genau dieselben Zulassungsbedingungen gelten. Noch stärker schwanken die Anforderungen von Schulbezirk zu Schulbezirk, von einem städtischen Schulsystem zum anderen. Infolgedessen richten viele Studenten, die Lehrer werden wollen, ihr Studium von vornherein je nach den gewählten Fächerverbindungen auf eine längere Dauer oder einen höheren akademischen Grad aus, als üblicherweise von den Zulassungsinstanzen verlangt wird.

Einrichtungen für die Lehrerbildung sind heute ein Teil des Hochschulwesens. Zu den Hochschulen (institutions of higher education) zählen praktisch alle Lehranstalten, die die Zulassung der Bewerber von dem Nachweis einer zwölfjährigen Grund- und High-School-Ausbildung abhängig machen. Nach dem Hochschulverzeichnis des Bundeserziehungsamtes (US-Office of Education) gab es 1959/60:

Hochschultyp	Zahl	Studierende
Universitäten (universities)	141	1 464 000
Vierjahrescolleges		
(liberal arts colleges)	756	965 740
Fachhochschulen (professional schools)		
Pädag. Hochschulen (teachers colleges)	198	351 740
Techn. Hochschulen		
(technological schools)	51	104 290
Theolog. Hochschulen		
(religious schools)	173	41 722
Kunsthochschulen (art schools)	46	15 377
Hochschulen für Medizin, Jura usw.	75	44 073
Zweijahrescolleges (junior colleges)	512	411 495

Die Universitäten umfassen immer ein allgemeinbildendes, geisteswissenschaftliches Vierjahrescollege (liberal arts college), das gewissermassen ihr Fundament darstellt, und mehrere andere spezialisierte Colleges oder «Schulen» (schools) für einzelne Fachdisziplinen, die zumeist auf dem allgemeinbildenden Vierjahrescollege aufbauen. Das vierjährige Grundstudium schliesst ab mit dem Bachelor-Grad, der in zwei Hauptformen als B.A. (bachelor of arts) oder B.S. (bachelor of science) sowie in zahlreichen Nebenformen

verliehen wird. Für das weiterführende Studium hat die Universität dann eine Reihe von Graduiertenschulen bereit (z. B. graduate school of arts and sciences, law school, medical school usw.).

Neben dem Vierjahrescollege der Universität gibt es die selbständigen, keiner Universität angeschlossenen Vierjahrescolleges. Sie sind die häufigste Form des Colleges (in der Uebersicht an zweiter Stelle), mit besonderen Colleges für Lehrerbildung. Zusammen mit den Vierjahrescolleges der Universitäten bilden sie das Kernstück und Rückgrat des gesamten Hochschulsystems. Sie verleihen in der Regel den Bachelor-, bisweilen auch den Master-Grad.

Wer weiter studieren und sich spezialisieren will, muss häufig an eine Universität oder Fachhochschule hinüberwechseln. Bei den Fachhochschulen sind – abgesehen von vielen Sonderformen – zwei Hauptgruppen zu unterscheiden: solche, die kein allgemeinbildendes Studium voraussetzen, und andere, die nur Bewerber mit einem drei- bis vierjährigen Grundstudium aufnehmen.

Normalerweise schliessen die pädagogischen Fachhochschulen (teachers colleges) direkt an die High School an. Diese Colleges für Lehrerbildung wandten sich zunächst gegen die sachbetonten Erziehungs- und Bildungsformen und stellten die Methodik stark in den Vordergrund, so dass ihr Ausbildungsplan für den Lehrer wenig wissenschaftliche Unterweisung bot. Daher sind gerade sie vielfach für das «Versagen» der High-School-Bildung verantwortlich gemacht worden. Aber sie bilden nur ungefähr einen Fünftel der High-School-Lehrer aus. Sie widmen sich speziell der Ausbildung von Grundschullehrern. Dazu vereinen sie in ihrem Lehrplan allgemeinbildende mit berufsbildenden Kursen. Heute haben sie sich den Liberal Arts Colleges mehr angeglichen, die auch ihrerseits wieder einen grösseren Teil der Lehrerausbildung übernommen haben.

High-School-Lehrer durchlaufen meist ein geisteswissenschaftliches Vierjahrescollege und studieren dann bis zum Master-Grad weiter. Dabei müssen sie eine bestimmte Anzahl von pädagogischen Kursen und vielfach auch ein pädagogisches Praktikum absolvieren. Es gibt allerdings auch Ausnahmen von diesem Schema.

Das akademische Jahr reicht an den meisten Hochschulen von Ende September oder Anfang Oktober bis zum folgenden Juni, umfasst also neun Monate. Die dreimonatigen Sommerferien werden von vielen Hochschulen mit einem Studienprogramm für Lehrer der Grund- und Oberschulen ausgefüllt, ferner für solche Studenten, die das normalerweise vierjährige Grundstudium durch Verzicht auf die Sommerferien abkürzen wollen. Wer als Student in drei aufeinander folgenden Jahren an Sommerkursen teilnimmt, kann den Bachelor-Grad bereits nach dem dritten Kalenderjahr erwerben. Für die Lehrerfortbildung sind die drei Ferienmonate im Sommer von besonderer Bedeutung. Alljährlich benutzen rund 25 % aller Grund- und Oberschullehrer die Sommerferien zur Verbesserung ihrer fachwissenschaftlichen und pädagogischen Qualifikation, indem sie sich bei einem der zahlreichen, eigens für sie eingerichteten Lehrgänge des Sommerstudienprogramms einschreiben. Man hat heute erkannt, dass die Nachwuchsfrage nicht zu trennen ist von den Anforderungen, die an die Ausbildung für den Lehrerberuf gestellt werden, dass aber mit der Verbesserung der Lehrerbildung gleichzeitig die Ausbildung zum Collegelehrer angehoben werden muss. Es wird deshalb eine Reform und Erweiterung der Ausbildung an den Universitäten (graduate education) angestrebt. Bisher legte man dort mehr Gewicht auf eine Ausbildung in der Forschung als auf eine Vorbereitung auf den Lehrerberuf.

Die grossen Kosten eines Studiums bedeuten für die Lehrerbildung eine erhebliche Schwierigkeit. Für den Einzelnen kann dies schon während seiner Vorbereitung auf den Lehrerberuf eine nicht unwesentliche Rolle spielen, da die Ausbildung im Einzelfall eine schwere finanzielle Belastung sein kann. Der grösste Teil der Studienkosten entfällt für den Studenten auf Hörgeld und Studiengebühren, Verpflegung und Unterkunft. Die notwendigen Gesamt-

aufwendungen schwanken sehr von Hochschule zu Hochschule, wobei auch die geographische Lage eine Rolle spielt. Im ganzen sind die Studienkosten im Nordosten höher als im Westen oder Süden. Die Gebühren der Privathochschulen sind wieder höher als die der öffentlichen Hochschulen. Für das Jahr 1960 rechnete man auf der Basis eines neunmonatigen Studienaufenthaltes an einem geisteswissenschaftlichen Vierjahrescollege mit 1000 bis 1600 Dollar mittleren Lebenshaltungskosten, zugleich 300 bis 900 Dollar für Studiengebühren und Hörgelder. Hinzu kommen natürlich die Ausgaben für Lehrmittel und für die Sommerperiode, gleichviel, ob man Ferien macht oder nicht. Viele Studenten verdienen ihr Studium selbst. Die neuen Förderungsprogramme enthalten jedoch für den begabten Nachwuchs besondere Vergünstigungen. Auf Grund von Prüfungen und Wettbewerben werden Stipendien und Freiplätze in grösserer Zahl vergeben als früher.

Die Wirkung dieser Massnahmen ist noch nicht ganz abzusehen. Eine gewisse Wandlung in der Entwicklung des Nachwuchsproblems ist immerhin in den letzten Jahren zu erkennen. Die Zahl der Studenten, die an den pädagogischen Hochschulen anrechnungsfähige Kurse belegten (degree credits students), nahm in den fünf Jahren vom Herbst 1954 bis zum Herbst 1959 um rund 62 % zu.

Literatur: Erziehung in USA, herausgegeben vom US-Informationdienst, Bad Godesberg 1, 1961.

Die Schule zwischen Bewahrung und Bewährung (Rockefeller-Bericht und Conant-Bericht), übersetzt und herausgegeben von Hartmut von Hentig. Stuttgart: Klett 1960.

Hans Jacobs

Die Berufsausbildung für Erwachsenenbildner an amerikanischen Universitäten

Die amerikanische Erwachsenenbildung, der viele und verschiedenartige Organisationen, Vereinigungen und Institutionen angehören, kann in ihrem schematischen Aufbau mit einer Pyramide verglichen werden. Am Grunde der Pyramide befindet sich die grösste Gruppe, nämlich die der freiwilligen Mitarbeiter. Diese grosse und einflussreiche Gruppe umfasst Laien, die Diskussionen leiten, Obmänner von Bildungsausschüssen in freien Verbänden, freiwillige Mitarbeiter in Kirchen, Gruppenarbeitsinstitutionen, Schulen, Gemeinschaftshäusern und in der landwirtschaftlichen Bildungsarbeit, ferner zahllose Personen, die innerhalb anderer Einrichtungen daran arbeiten, ein besseres Verständnis auf bestimmten Gebieten, wie der Staatsbürgerkunde, Gesundheitspflege usw., zu erreichen.

Die zweite Stufe der Pyramide bildet die schon kleinere Gruppe jener, die die Erwachsenenbildung als Teil ihrer bezahlten Arbeit neben anderen Funktionen ihrer Berufstätigkeit ausüben. Zu dieser Gruppe gehören Angestellte in öffentlichen Bibliotheken, Museen, Gemeinschaftshäusern, Schulen und Mittelschulen, Universitätslehrer, die neben jungen Studenten auch Erwachsene unterrichten, Bildungs-offiziere in der Armee, Marine und Luftwaffe, Personalreferenten der Behörden und der Industrie sowie Personen, die bei Massenbeeinflussungsmitteln (Rundfunk, Film, Fernsehen, Presse) beschäftigt sind.

An der Spitze der Pyramide stehen diejenigen, welche die Erwachsenenbildung als Hauptberuf betreiben oder eine Karriere in der Erwachsenenbildung anstreben. Es sind dies vor allem die Leiter der Volksbildungsarbeit in öffentlichen Schulen, Büchereien, Museen, Gemeinschaftshäusern und Gefängnissen, ferner Professoren, die für die Ausbildungsmöglichkeiten der Erwachsenenbildner zuständig sind, Spezialisten in verschiedenen Organisationen, die ein besonderes Interesse an der Volksbildung haben, Ausbildungsleiter der Regierung, der Industrie und der Gewerkschaften sowie die meisten Angestellten der landwirtschaftlichen Bildungsarbeit.

Zielsetzung

Die amerikanischen Erwachsenenbildner glauben an die Notwendigkeit lebenslangen Lernens. Aus diesem Grunde sind die Studenten und Professoren dieser Fachrichtung nicht sicher, dass die Graduierung in einem Studienfach ihre endgültige und vollkommene Qualifizierung als Volksbildner gewährleistet. Meistens bietet das Studium die letzte Gelegenheit, während einer längeren Periode intensiv an der eigenen Entwicklung zu arbeiten. Die meisten Universitäten setzen den bei ihnen studierenden Erwachsenenbildnern folgende allgemeine Ziele:

1. Eine vernünftige philosophische Vorstellung über die Erwachsenenbildung. Da die meisten Erwachsenenbildner an ihre volksbildnerische Tätigkeit ohne die Grundlage eines Studiums oder einer Forschungsarbeit herantreten, neigen sie oft dazu, jeden neuen, scheinbar vernünftigen Studienvorschlag einer Universität als grundlegendes Prinzip anzuerkennen. Erfahrung und Forschung eröffnen aber ein weiteres Blickfeld und ein kritisches Beurteilungsvermögen. Das Ziel jeder Erziehung ist der Fortschritt der Menschen und ihrer Gesellschaft. Beide sind so vielfältig, dass sie nicht in ein festes System oder in geschlossene Kategorien eingebettet werden können. Ein verantwortungsbewusster Erwachsenenbildner muss die Weite und Vielfältigkeit seines Gebietes verstehen. Sein philosophisches Konzept kann ihm nicht eingegeben werden; dieses muss langsam wachsen und wird durch Lesen, Studium, Diskussionen, Ueberlegungen und Erfahrungsanalysen gepflegt.

2. Das Verständnis des psychologischen und sozialen Fundaments, auf dem alle Bildung, insbesondere aber auch die Erwachsenenbildung, beruht. Die Bildung während der Reifezeit gründet sich auf Art und Qualität der Erziehung, die der Erwachsene als Kind genossen hat. Der Erwachsenenbildner muss sich daher mehr mit den psychologischen Gegebenheiten der Entwicklung des Menschen vertraut machen, damit er die für das ganze Leben geltenden Grundregeln des Lernens versteht. Der Einzelne lebt in einer Gesellschaft, die bei der Familie als kleinster Gruppe beginnt und bei der Weltgemeinschaft der Völker endet. Das Ziel, das er sucht, und die Methoden, die er anwendet, werden weitgehend durch seine unmittelbare Umgebung bestimmt. Aus diesem Grunde muss sich der Erwachsenenbildner mit den Sozialwissenschaften näher befassen, damit er die Wege, auf denen das Leben und die Erziehung die Menschen beeinflusst, kennenlernen und verstehen kann.

3. Das Verständnis für die Entwicklung und die mannigfaltigen Arbeitsgebiete, auf denen der zukünftige Erwachsenenbildner tätig sein wird.

Viele Erwachsenenbildner haben ein sehr begrenztes Wissen über die Geschichte und den Aufgabenkreis der Institution, innerhalb derer sie mitarbeiten. Ihr geistiges Blickfeld beschränkt sich auf begrenzte Begebenheiten und die unabdingbare Routinearbeit. Eine der wichtigsten Aufgaben der akademischen Ausbildung des Erwachsenenbildners muss daher die Verbreiterung des Fachwissens sein, damit der Erwachsenenbildner den vollen Umfang seines Fachgebietes erforscht und kennenlernt. Auf diese Weise wird er erfahren, dass andere auch auf seinem Arbeitsgebiet Programme entwickelt und Veranstaltungen durchgeführt haben, die ihm neu und interessant erscheinen. Er erkennt, dass die Grundprobleme der Erziehung überall die gleichen sind und dass jene, die in anderen Institutionen arbeiten, Grundsätze entwickelt haben, die auch für ihn von Bedeutung sind.

4. Die Fähigkeit, den Bildungsprozess zu leiten, das Lehrziel zu bestimmen, die Methoden zu seiner Erreichung richtig zu wählen, die Leiter auszubilden, die Arbeit zu koordinieren usw.

5. Persönliche Leistungsfähigkeit und Führerschaft in der Zusammenarbeit mit anderen Personen, in Gruppen und in der Öffentlichkeit.

Die Leistungsfähigkeit ist so sehr eine Sache der Persönlichkeit, die durch vorausgegangene Erfahrungen geprägt

und entwickelt wurde, dass ein Ausbildungsprogramm bereits vorhandene Anlagen nur entwickeln und ergänzen kann. Innerhalb gewisser Grenzen soll dem Studenten jedoch geholfen werden, das nötige Selbstvertrauen zu gewinnen, an Tätigkeiten, durch die er ein grösseres Fachwissen gewinnen kann, teilzunehmen und die eigene Leistungsfähigkeit realistischer zu beurteilen, um vorhandene Mängel selbst erkennen und abstellen zu können.

6. Ein lebhaftes Interesse an der ständigen Erweiterung der eigenen Bildung.

Niemand wird die Bedeutung lebenslangen Lernens verneinen können. Aber es ist ein grosser Unterschied zwischen dem Verständnis für die Bedeutung dieses lebenslangen Lernens und dessen praktischer Durchführung. Der in der Erwachsenenbildung Tätige muss jedoch mehr als jeder andere für seine Weiterbildung sorgen. Tut er das nicht, entstehen daraus ungünstige Folgen für seine Arbeit als Erwachsenenbildner. Schränkt er nämlich sein eigenes geistiges Wachstum ein, wird seine Arbeit mechanisch und oberflächlich. Deshalb muss ihn die Berufsausbildung an der Universität von der Notwendigkeit eines dauernden Bildungsstrebens überzeugen und hierfür den Weg weisen.

Programm

Ein Programm, das diese Ziele erreichen soll, muss einerseits auf den allgemeinen Erfahrungen beruhen, anderseits eine gewisse Freizügigkeit besitzen, um den besonderen Bedürfnissen und Eigenarten des Einzelnen entgegenzukommen. Der Hochschullehrer des Fachgebietes der Erwachsenenbildung soll nicht nur ein Klassenlehrer sein. Er muss darüber hinaus ein Ratgeber sein, der den Studenten hilft, die zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten geeigneten Fächer, Kurse und Uebungen richtig zu wählen. Er muss ausserdem ein persönliches Verhältnis zwischen den Studenten des Fachgebietes der Erwachsenenbildung schaffen, damit sich diese gegenseitig anregen und unterstützen können. Die Zusammensetzung der Lehrmethoden der Universitäten ist unterschiedlich. Die meisten Programme enthalten aber folgende Elemente:

1. Kurse in Naturwissenschaften, Philosophie, Geschichte und Erwachsenenbildung (Andragogik);
2. Kurse vergleichender Erziehungswissenschaft (Pädagogik, Andragogik);
3. Ausgewählte Kurse anderer Fakultäten der Universität, die dem Studenten für seinen Beruf wesentlich erscheinen und ihn interessieren;
4. Teilnahme an Seminaren, die von allen Studenten des Studienzweiges besucht und von ihnen abwechselnd selbst geleitet werden;
5. Lesen der einschlägigen Literatur;
6. besondere Studienhilfe, in deren Rahmen der Student persönliche Unterweisungen durch ein Mitglied der Fakultät erhält (Beratung durch den «tutor»);
7. Seminararbeit oder Dissertation;
8. mündliche und schriftliche Prüfungen;
9. Assistenz für ein Mitglied der Fakultät bei einem Forschungs- oder Arbeitsprojekt der Andragogik;
10. zwanglose Diskussionen und Zusammenarbeit mit anderen Kollegen dieses Studienzweiges;
11. Teilnahme an Vorträgen, Konferenzen, Arbeitsgemeinschaften, Filmabenden und anderen Veranstaltungen, die einen wesentlichen Teil der geistigen Atmosphäre der Universität bilden;
12. persönliche Aussprachen mit Mitgliedern der Fakultät;
13. Besuch und Studium von Erwachsenenbildungseinrichtungen (Kursen usw.) in der Gemeinde oder im Bundesstaat;
14. Teilnahme an Erwachsenenbildungsseminaren in der Gemeinde oder im Bundesstaat;
15. Annahme einer unter Anleitung durchzuführenden Arbeit innerhalb einer Erwachsenenbildungsorganisation.

1954 gab es in den USA 53 Institutionen, die in irgendeiner Form Berufsausbildung für Erwachsenenbildner betrieben. Die 12 Institutionen, die die umfangreichsten und bestentwickelten Programme boten, waren durchwegs Universitäten. Diese führten Kurse für Anfänger und Fortgeschrittene, boten Gelegenheit zum Selbststudium, zum Besuch akademischer Seminare sowie zur praktischen Arbeit und Grundlagenforschung. All das gehört zum Hauptfachgebiet der freien Erwachsenenbildung und führt zum Erwerb eines akademischen Grades. Die meisten Institute entwickelten Pläne zur Ausweitung und Ueberarbeitung des vorhandenen Lehrstoffes, um die Studienprogramme zu verbessern und auf den neuesten Stand zu bringen.

Die Universitäten stehen in der Ausbildung von Erwachsenenbildnern erst am Anfang. Das Fachgebiet der Erwachsenenbildung wird im Laufe der Jahre sicherlich noch wachsen und sich verändern. Die amerikanischen Universitäten wollten heute das Bedürfnis nach Aufnahme dieses neuen Fachgebietes in ihre Studienpläne nicht überhören. Deshalb vermehren sie ihre Anstrengungen, die aus den Universitäten hervorgehenden Führungskräfte der Erwachsenenbildung vortrefflich auszubilden.

*Kurt Schmid, Leiter der Volkshochschule
Wien-Brigittenau*

Praktische Winke für eine USA-Reise

(Der Verfasser hatte im vergangenen Sommer Gelegenheit, während dreier Monate über 30 Staaten der Union zu bereisen.)

Kleine Reisen sind am schönsten, wenn man sie ohne grosses Drum und Dran ausführt. Je teurer ein solches Unterfangen wird, desto mehr legt man auf eine sorgfältige Vorbereitung wert. Für die USA sind aber Prospekte und Karten bei uns nicht in der gewünschten Menge erhältlich. In vielen amerikanischen Zeitschriften finden sich aber Inserate der staatlichen Verkehrsbüros mit Bons, deren Einsendung mit einer oft erstaunlichen Fülle von Prospekten und auch etwas Strassenkarten beantwortet wird. Letztere sind in den USA auch an allen Tankstellen erhältlich. Gute topographische Karten sind dagegen fast unbekannt, da sie nur in wenigen Buchhandlungen geführt werden.



Clark Fork River Valley — Amerikanisches Motel

Die meisten Europäer, die nach Amerika reisen, gelangen zuerst nach New York. Die Stadt mag faszinierend sein, aber für den Neuankömmling ist sie seit jeher als Quälgeist bekannt – und oft hat man den Eindruck, dass sie sich in dieser Rolle sogar gefalle. Besonders die im Sommer Tag und Nacht über der Stadt lagernde Schwüle und die in den Gassen liegbleibenden Verkehrsgerausche und Lichteinwirkungen der Reklamen bestärken dieses Gefühl.

Die Empfangssitten haben sich zwar seit früher bedeutend gebessert; Eid und Bürgschaft sind für Ferienreisende verschwunden. Aber noch heute kommt ein Beamter an Bord des gelandeten Flugzeugs, um in allen Gesichtern nach Pockenspuren zu suchen – bei gut geschminkten Damen nicht gerade einfach. Die Zollkontrolle wird noch sehr ernst genommen, auch stark gefüllte oder schwere Hosentaschen werden beachtet, wenigstens bei meinem Freund: Er musste den verdächtigen Gegenstand zutage fördern, nämlich ein Soldatenmesser.

Ist das «greenhorn» erkennbar, wenn man aus dem Flughafen tritt, so wird man bald auf die Probe gestellt: Im Taxi fehlt der auszuhängende Tarif, oder die Taxuhr läuft nicht. Dafür ist der Chauffeur im Kopfrechnen bewandert, besonders im Aufrunden. Da hilft im Notfall nur der Vorschlag, einen Polizisten als Schiedsrichter beizuziehen. Von seinem Hotel aus geht man dann auf Entdeckungen aus und braucht dazu einen Farbfilm. An den schreienden Auslagen hat man bald den Photoladen gefunden und erhält einen Kodachrome für 4½ Dollar angeboten. Später entdeckt man, dass der Normalpreis im «drugstore» 3.20 Dollar nicht übersteigt. Das nicht inbegriffene Entwickeln kostet gleich nochmals soviel. Zum Glück ist New York nicht Amerika!

Für die Reise über Land hat man verschiedene Möglichkeiten. Die Bahnen sind für europäische Begriffe etwas Unmögliches, nämlich fahrende Hotels (Ausnahme Vorortsverkehr), und kommen nur wenig in Betracht. Die Preise liegen über jenen der Autobusse, und die Fahrpläne sind für den Uneingeweihten nicht lesbar: jede Gesellschaft hat ihre eigene Zeit, Anschlüsse sind nicht erwünscht, da man sich sogar so Konkurrenz zu machen glaubt.

Für kurze und mittlere Strecken zieht der Amerikaner den Bus (Greyhound, Trailways usw.) vor. Die schweren Wagen sind klimatisiert, die Scheiben blau gefärbt, und die Reise somit recht bequem. Von Zeit zu Zeit wird haltgemacht bei einem Restaurant, das für solche Ueberfälle vorbereitet ist. Die Abfahrtszeiten erfragt man sich besser, da in den gedruckten Fahrplänen nicht alle Kurse enthalten zu sein brauchen. Auf den grossen Linien fahren die Wagen aber fast stündlich, so dass man oft zur Station hinget und wartet (keine Reservierung von Plätzen üblich).

Mit dem Autobus kommt man praktisch nur in die Stadtzentren, findet aber auch in geringer Entfernung irgendein Hotel. Um die verschiedenen Sehenswürdigkeiten zu besuchen, geht man auch gerne von einem Standquartier aus. So kann man mit dem 99-Dollar-Generalabonnement der Greyhound, das 99 Tage lang gültig ist, ein gutes Stück der USA sehen.



Zeltplatz im Felsengebirge — N Bend (Oregon)

Viele Besonderheiten des Landes, Landschaftstypen überhaupt, wie man sie gerade im Hinblick auf den Unterricht kennenlernen möchte, kommen aber auf diese Weise etwas zu kurz, und deshalb überlegt man sich oft, ob nicht besser auf Bus und Hotel verzichtet würde zugunsten von Auto und Zelt*.



«Cabins»

Autokäufe sind immer ein Risiko, sicher auch ein preisliches, so dass man dafür besser etwas von New York weg, etwa Richtung Detroit, fährt. Die Ausfallstrassen grösserer Städte sind garniert mit farbig bewimpelten Ständen der Used Car Dealers. Man promenierte an den nicht immer gut geputzten Occasionen herum und wundert sich über die (fehlenden) Autopflegekünste der früheren Besitzer. Probefahrten sind nicht üblich; man fährt vor und zurück bis an die Stoßstange des nächsten Wagens, was beweist, dass der Motor läuft. Was etwa nicht in Ordnung ist, weiss der Händler oft selbst nicht. Negative Ueberraschungen sind bei automatischen Schaltungen besonders häufig. Aber auch sonst rechnet man zum Kaufpreis vorsichtigerweise 20 Prozent für Reparaturen dazu. Der Händler besorgt Schilder und Vorführung, die aber 10 cm Spiel am Steuerrad und nicht ziehende Handbremse übersehen kann: man entdeckt, dass die Behörden der Korruption im kleinen noch nicht Herr geworden sind.

Um die Haftpflichtversicherung bemüht man sich besser selbst. Wenn die eigene Gesellschaft in den USA vertreten ist, lässt man sich seine unfallfreie Fahrdauer in der Schweiz in einem Schreiben bestätigen und geht damit zum New-Yorker Büro. Gleichzeitig gibt man als Wohnort eine möglichst weit von Millionenstädten liegende Adresse an («contact address», wenn man auf Reisen ist), denn die Prämie richtet sich nach der statistisch erfassten lokalen Unfallhäufigkeit; im günstigsten Fall beträgt die Jahresprämie rund 200 Franken.

Die Betriebskosten eines Wagens sind, wenn nicht spezielles Pech beim Kauf vorliegt, merklich geringer als bei uns. Nur muss man eine Nase für günstige Preise entwickeln, z. B. Servicearbeiten nur in kleinern Orten ausführen lassen und nicht an der ersten Tankstelle eines Ortes auffüllen.

Mit dem Auto ist man vor allem frei in der Zeiteinteilung und in der Wahl der Unterkunft. Von den Amerikanern wird das Motel bevorzugt, meist ein einstöckiger Holzbau mit eigenem Parkplatz. Die Einrichtung schwankt mit dem Preis (in der Reisezeit 6–14 Dollar für ein Doppelzimmer mit eigener Toilette und Dusche). In den billigsten muss man den Humor selbst mitbringen, denn man muss verschiedentlich mit Grillen, nicht schliessenden Türen und einem Stuhl für zwei Personen fertig werden. Zeitweise kommt auch heisses Wasser aus dem Kaltwasserhahn. Dass die Zimmer oft auf eine lärmige Strasse gerichtet sind und von Lichtreklamen hell erleuchtet werden, stört einen rechten Amerikaner nicht. Falls sich Gelegenheit bietet, wählt man zum Uebernachten einen Ort mit neuer Umfahungsstrasse; da ist meist die günstigste Unterkunft zu

* Die Auskunftsstellen der USA-Reise 1964 des SLV (siehe Seite 232 dieses Heftes) sind gerne bereit, Adressen von Interessenten für eine Reise mit Privatautos durch die USA entgegenzunehmen und an andere Interessierte weiterzuleiten, damit sich diese Personen in der Schweiz besprechen, gemeinsam Pläne ausarbeiten und zu Autogemeinschaften zusammenschliessen können. H. K.

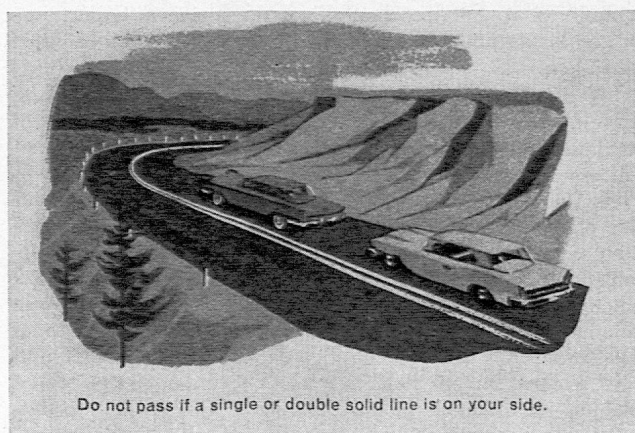
finden. – Eine Spezialform des Motels sind die Cabins, wo jedes Gastzimmer in einem eigenen Bretterhäuschen untergebracht ist. – Die Motels liegen meist an Ausfallstrassen, manchmal auch fern von Ortschaften. Die teureren tragen das Zeichen des AAA (American Automobile Association). Starke lokale Konkurrenz kann die Preise merklich drücken.

Hotels liegen in den Ortszentren und haben wegen Parkplatzmangels häufig freie Plätze, die Preise sind deswegen etwas tiefer (Ausnahme Millionenstädte). Vielerorts sind als billigste Unterkünfte die YMCAs zu nennen (Young Men's Christian Association), nicht ganz so häufig die YWCAs (Young Women's...). Sie kennen keine Altersbegrenzung, wohl aber solche der Aufenthaltsdauer. Frühzeitigste Anmeldung mit Rückporto ist für New York 1964 angezeigt (YMCA William Sloane House, W 34th Street, New York 1, N.Y.).

Die schönste Art, das Land zu sehen, ist aber doch die einer Zeltreise. Es gibt viele gut unterhaltene Zeltplätze (Verzeichnisse sind käuflich), die zwar für unsere Begriffe etwas teuer sind (1½ Dollar pro Auto), aber neben ungeohnt viel Platz Tisch, Bänke, Grill, oft Duschen und seltener Waschmaschinen bieten. Zudem ist es der Ort, wo man am meisten Amerikaner kennenlernen kann. In der Hauptreisezeit muss man natürlich frühzeitig eintreffen, z. T. schon am frühen Nachmittag. Dass der Sommer in den meisten Gebieten der USA trockener ist als bei uns, ist ein weiterer Pluspunkt für das Zelten.

Die Einkäufe besorgt man am besten in den abends oft bis neun Uhr geöffneten Super Markets und Einkaufszentren mit eigenem grossem Parkplatz, meist am Eingang der Ortschaften. Unterwegs isst man um die Mittagszeit an einem Drive-in etwa einen Hamburger, d. h. ein zwischen schwammige Brötchen eingeklemmtes Hackplätzchen, das in mehr oder weniger Senf, Tomatensauce, Salat und anderes versteckt wird. Alles andere ist im Verhältnis dazu eher teuer, so dass auch Ausländer sich mit der Zeit darauf umstellen. Wir haben für das Essen beim Zelten 2 Dollar pro Person und Tag ausgegeben, während wir bei Restaurantverpflegung nicht unter 3 bis 3½ Dollar wegkamen. Wer aber ein gutbürgerliches Schweizer Essen à la Bären wünscht, wird die Reise sehr frühzeitig abrechnen, denn da gilt der Dollar einen Franken.

Der Strassenverkehr verlangt auch ein gewisses Mass an Umstellung. Als Fussgänger bringt man schweizerische Schüchternheit mit, die völlig fehl am Platze ist; als Autofahrer muss man sich daran gewöhnen zu merken, ob ein Fussgänger auf dem Trottoir die Strasse überqueren möchte: auf einem Streifen beansprucht er den absoluten Vortritt. Wer nicht Englisch kann, steht auch ratlos vor den Verkehrstafeln, denn sie zeigen oft Texte statt Zeichen. Des-



halb mussten bis vor kurzer Zeit Ausländer die amerikanische Fahrprüfung samt einem einfachen Englischexamen über sich ergehen lassen. Heute anerkennt die USA (im Gegenrecht) den Schweizer Ausweis für die Dauer von drei Monaten.

An vielen Amerikanerwagen arbeiten Bremslichter und Blinker nicht, so dass die Autofahrer ihre Zeichen mit der Hand geben; diese sind in jedem Staat anders, aber auf den Autokarten aufgedruckt. Verkehrsampeln sind in kleineren Orten meist so aufgehängt, dass man sie erst im letzten Augenblick erkennt. Leute, die Fahrbahnen nicht einzuhalten verstehen, riskieren verschiedenorts aufgeschlitzte Pneus (innerorts), da Profileisen in die Sicherheitslinien von Linksabbiegespuren eingelassen werden. Allgemein stellt man fest, dass es weniger Paragraphen gibt als bei uns, dass deren Einhaltung aber schärfer überwacht wird; im übrigen gelten oft mehr Vernunftregeln, an die man sich gewöhnen muss, besonders beim Befahren mehrspuriger Strassen: mit den Schweizer Regeln geht es oft schief.

Was von einem Besucher also unbedingt verlangt wird, ist ein ziemliches Mass an Anpassungsfähigkeit; dann aber wird eine Reise in den USA zum grossen Erlebnis.

H. Zimmermann, Zürich

Notizen über eine USA-Fahrt

Es ist wunderbar, eine Ferienreise zu planen und das grosse Erlebnis auf diese Art schon etwas im voraus zu geniessen. Da liegt mein Schulatlas mit der aufgeschlagenen Karte der Vereinigten Staaten. Links unten ist zum Glück die Schweiz im gleichen Maßstab angegeben. Zum Glück deshalb, weil der Grössenvergleich immer wieder zum Sich-bescheiden mahnt. Vier Wochen schienen zunächst sehr viel Zeit. Aber unsere ersten Planungsversuche scheiterten alle hoffnungslos, weil wir am Ende der vierten Woche noch nicht abfahrtsbereit in New York waren. Und doch wollten wir nicht nur das Flugzeug als Beförderungsmittel benützen, sondern auch die amerikanische Eisenbahn und den Greyhound-Bus kennenlernen. Schliesslich kam dann unser Plan zustande: direkter Flug nach New York mit Weiterflug nach San Francisco, organisierte Gesellschaftsfahrt in den Yosemite Nationalpark und der Küste des Pazifik entlang nach Los Angeles, von dort mit der Santa Fé Railroad zunächst nach Williams für einen Abstecher ins Grand Canyon, dann Weiterfahrt nach Chicago, Flug nach Buffalo zum Besuch der Niagarafälle, Weiterflug nach Washington und von dort mit dem Greyhound-Bus nach New York, für das wir die vierte Woche unserer Reise reservieren wollten. Die Heimreise mit dem Schiff über die Südroute sollte uns dann Entspannung und Musse zur Verarbeitung der Erlebnisse bringen.

In Kloten hängen die Fahnen auf halbmast. Regnerisches, trübes Wetter verbreitet eine unfreundliche Atmosphäre. Im Flughafengebäude herrscht Hochbetrieb, der aber den furchtbaren Eindruck der Katastrophe von Dürrenäsch, für deren Opfer soeben in Zürich die Trauerfeierlichkeiten stattgefunden haben, nicht zu verwischen vermag. Wiedersehen und Abschied, diese ewig sich wiederholenden Ereignisse im menschlichen Leben, scheinen heute von besonderer Eindrücklichkeit zu sein.

Meiner Freundin und mir ist, wie wir uns gegenseitig eingestehen, nicht ums Fliegen zumut. Und die Orientierung der Flughafenleitung, dass unsere DC 8 aus technischen Gründen mit einer Verspätung von 30 Minuten starte, erhöht unsere Stimmung nicht. Aber dann sitzen wir endlich in unserem Flugzeug, und schon hebt es sich von der Piste ab und dringt in die grauen Nebel ein. An den Fenstern rieseln Regentropfen. Wir gewinnen schnell an Höhe; schon scheint es heller zu werden. Und dann erleben wir plötzlich das Wunder des Lichts und der Sonne. Ein blauer Himmel

ist über uns, die Sonnenwärme umschmeichelt unsere Glieder, und links von uns schimmert die Kette unserer Alpen. Wir sind auf 8000 Meter Höhe. Vergessen sind alle trüben Gedanken; vor uns liegt unsere Reise in die Staaten; wir fliegen nach New York!

Schon sind es zwei Stunden seit der letzten Positionsmeldung «10 km südlich von Paris mit Richtung Scilly Islands». Unter uns liegt eine von Zeit zu Zeit durchlöchernte Wolkendecke; durch die Löcher schimmert das Blaugrau des Atlantiks. Wir fliegen ganz ruhig gegen den ziemlich starken Passatwind. Wenn ich die Augen schliesse, habe ich den Eindruck, in einem Pullman zu sitzen. Das Flugzeug ist bis auf den letzten Platz besetzt. Die meisten Leute schlafen oder lesen. Nur die Kinder bringen etwas Abwechslung in die Eintönigkeit, indem sie sich gegenseitig besuchen und den Mittelgang als Rennbahn benutzen. Aber mit der Zeit werden auch sie schläfrig und verstummen.



New York: Time Square

Photo: A. Maag

Die unter uns liegende Wolkendecke hat sich nach und nach aufgelöst, und soeben wird die Meldung durchgegeben, dass wir in 11 000 Meter Höhe über das kanadische Neuschottland in Richtung Boston – New York fliegen. Und schon liegen unter uns Felder, Wälder und menschliche Siedelungen, dann kommt nochmals Wasser. Wir verlieren nun an Höhe, und da rollt unser Flugzeug schon auf den endlos scheinenden Pisten des internationalen Flugplatzes Idlewild dem Flughafengebäude der Swissair zu.

Mit den besten Wünschen für einen schönen Aufenthalt werden wir von einem eifrigen Beamten des Gesundheitsdienstes der Vereinigten Staaten entlassen, nachdem wir versprochen haben, bei in den nächsten 14 Tagen auftretendem Fieber sofort einen Arzt aufzusuchen. Nach Pass- und

Zollkontrolle bemächtigt sich ein schwarzer Gepäckträger unseres Gepäcks und verschwindet damit durch einen besonderen Ausgang. Draussen in der Halle stürze ich dann auf jeden gepäckbeladenen Schwarzen zu, um unsere Koffer in Empfang zu nehmen, jedesmal in dem bestimmten Glauben, es sei unser Träger. Mein Bekannter lacht mich aus und belehrt mich, in solchen Fällen immer auf die Nummer an der Mütze zu achten, da es viel Übung brauche, bis man soweit sei, dass man die Individualität im Antlitz des Schwarzen erkennen und in Erinnerung behalten könne.

Bei einbrechender Dämmerung rollt unser Super Jet der TWA über die Pisten von Idlewild und ordnet sich in eine lange Reihe anderer Flugzeuge ein, die von verschiedenen Seiten zur gleichen Abflupiste einschwenken. Nach einer gewissen Strecke kommt unser Jet zum Stehen. Das vor uns fahrende Flugzeug setzt zum Start an und verschwindet. Und schon setzen wir ab. Leider ist die Sicht nicht klar, und wir können vom Stadtteil Manhattan nichts erkennen. Im Westen ist der Himmel rot gefärbt, und wir fliegen mit der einsinkenden Dämmerung der pazifischen Küste zu. Die Stewardess hat ein etwa achtjähriges Negermädchen ins Flugzeug gebracht, das mit verweinten Augen eine Puppe an sich drückt. Nun ist aber sein Interesse erwacht, indem es sämtliche technischen Einrichtungen, wie Beleuchtung, Sitzverstellung usw. von seinem Sitz aus ausprobiert. Nachdem sich dann alle Möglichkeiten erschöpft haben, kuschelt es sich zusammen und beginnt zu schlafen, sorgfältig von der Stewardess in Decken eingehüllt.

Draussen ist es dunkler geworden. Im scheidenden Tageslicht überfliegen wir Chicago. Die Strassenbeleuchtung lässt lauter Rechtecke in der Bodenfläche erkennen, denn die moderne amerikanische Stadt besteht im allgemeinen aus parallel zueinander verlaufenden und rechtwinklig sich schneidenden Strassen. Deutlich zeichnen sich noch die Ufer des Michigansees ab. Aber schon haben wir das Lichtermeer hinter uns. Sterne blitzen auf, zuerst einzeln und dann immer mehr, und wir könnten glauben, mitten in der Milchstrasse zu fliegen. Links unten entlädt sich ein Gewitter mit grossem aufflammendem Lichtschein. Von Zeit zu Zeit scheinen wir prächtigen Schneebergen zuzufliegen, die sich aber beim Näherkommen als Nebelfetzen in nichts auflösen.

Nach gut vier Stunden erstrahlt die dunkle Erde im Lichterglanz. Wir überfliegen den Kranz der Städte um die San Franciscan Bay. Jenseits der Wasserfläche liegt San Francisco in tausendfältigem bunten Lichterschein. Wie das Licht im Diamanten in allen Farben funkelt, so strahlt uns die Helle dieser Stadt am Pazifik entgegen. Nun fliegen wir dicht über dem Wasser und setzen dann kaum spürbar auf der Piste auf. Das kleine Negermädchen ist aufgewacht und wird uns von der Stewardess anvertraut, da es nur französisch spreche. Beim Aussteigen wird es von seinem Vater in Empfang genommen, und oben in der Halle warten ungeduldig die Mutter und eine ganze Reihe von Geschwistern auf die strahlende Kleine.

In einem Gesamtflug von ungefähr 13 Stunden haben wir den Atlantik und den amerikanischen Kontinent durchquert. Bin ich heute morgen tatsächlich noch daheim gewesen? Die Müdigkeit lässt keine weiteren Ueberlegungen zu; aber beim Einschlafen fliege ich in den Sternen...

San Francisco hat den Ruhm, eine der schönsten Städte der Welt zu sein. Es liegt auf einer langgestreckten Landzunge, deren eine Längsseite von den Wogen des Pazifik umspült wird, während sie auf der andern Seite von den Ufern der grossen Wasserfläche der San Franciscan Bay begrenzt ist. Vom Ende der Landzunge schwingt die herrliche rote Golden Gate Bridge – ein Werk des Schweizer Ammann – hinüber zu den um die Bay gelegenen Städten. Die Einwohnerzahl von rund 800 000 Seelen wächst während des Tages um 120 000 Menschen, die in der Stadt



New Orleans

Photo: A. Maag

arbeiten, aber ausserhalb derselben wohnen. Die fünfte mittlere Fahrbahn der Golden Gate Bridge wird daher am Morgen den stadtwärts fahrenden Autos, nach Arbeitschluss aber dem Verkehr in der entgegengesetzten Richtung durch einfaches Versetzen der Pfähle zur Verfügung gestellt.

Die Stadt selbst ist hügelig, und zwar verlaufen die Anhöhen in allen Richtungen, was die Orientierung und die Sicht erschwert. Da die Strassen teilweise gradlinig angelegt sind, weisen sie überdurchschnittliche Steigungen und dann wieder Gefälle auf. Die an den Hügeln horizontal verlaufenden Strassen bilden für den motorisierten Verkehr eine starke Behinderung, da es nach einem Stopp am Hügel manchmal fast nicht möglich ist, den nötigen Anlauf für die weitere Steigung zu gewinnen. Zudem verkehren in den steilsten Strassen noch mittelalterlich anmutende Seilbahnen, die an der Abfahrts- und Ankunftsstelle unter Mithilfe der Passagiere gewendet werden. Unter lautem Geschell – ein Schwarzer bedient mit sichtlicher Freude ausgiebig die Glocke – und bedeutendem Gequietsche der Schienen befördern sie ihre Passagiere vom untern Teil der Stadt in die höheren Regionen und umgekehrt, wobei das Tempo ganz beachtlich erscheint. Längst wollten die Stadtväter dieses antiquarisch anmutende Verkehrsmittel ausschalten, aber der Proteststurm der Bevölkerung verhinderte die amtliche Liquidation.



New Orleans

Photo: A. Maag

San Francisco ist das grosse Ausfallstor der Staaten nach Asien. Es beherbergt in einer geschlossenen Siedlung etwa 30 000 Chinesen, die sog. China Town, die besonders am Abend für Einheimische und Fremde grosse Anziehungskraft besitzt. Alle die vielen kleinen Geschäfte aller Art stehen Käufern und Nichtkäufern zur freien Besichtigung offen, und niemand fragt nach dem Begehren. Erst wenn man in irgendeiner Form ernste Kaufabsichten äussert, verwandelt sich die Zurückhaltung der Verkäuferin in freundliche Hilfe. Gerade diese freie Bewegungsmöglichkeit macht diese Läden so attraktiv und hilft auch über den leise aufsteigenden Aerger hinweg, wenn man nachher entdeckt, dass das erworbene Andenken an die China Town in Japan fabriziert worden ist. Zu diesem Besuch im chinesischen Viertel gehört natürlich auch ein Essen im chinesischen Restaurant, wo man nur bedauern kann, dass der Fassungskraft Grenzen gezogen sind.



Detroit

Photo: A. Maag

Ein Tagesausflug in einem Car führt uns über die drei grossen Brücken. Wir verlassen zunächst die Stadt über die Bay Bridge und fahren durch Oakland und von dort weiter nach Berkeley, das die bekannte Universität von Kalifornien beherbergt. Die hier studierende Jugend ist zu beneiden! Ein prächtiges Quartier, das etwas an die englischen Universitätsstädte Cambridge und Oxford erinnert, ist ausschliesslich Wohngebiet der Studierenden und ihrer Professoren. Die Fahrt führt uns weiter nach Albany und Richmond, von wo wir die zweite Brücke nach San Raffael passieren. Während die Ostseite der San Francisco Bay eine üppige Vegetation aufweist, ist das Westufer kahl und wild. Die Abhänge sind oft gelblichbraun verbrannt von der Sonne. Und nirgends an den Ufern dieser zu verlockend schimmernden Wasserfläche ein einziger Badeplatz! Verboten wegen der Haie, die vom Meer her in die Bay kommen. Ein Abstecher zu den berühmten Redwoodbäumen in Muir Woods und die Rückfahrt über die Golden Gate Bridge beschliessen diesen schönen Tag.

San Francisco liegt etwas südlicher als New York und Neapel. Wo Wasser zur fruchtbaren Erde kommt, spriesst tausendfältiges Leben; wo Wasser fehlt, herrscht Dürre und Unfruchtbarkeit. Deshalb zeigt die Umgebung um die Bay stärkste Gegensätze. Prächtige Parks wie der Golden Gate Park wechseln ab mit braungebrannten Hängen, die an kahle afrikanische Landschaften erinnern. Während unseres fünftägigen Aufenthaltes zeigte sich das Wetter von seiner besten Seite. Nur von Zeit zu Zeit erschienen die berüchtigten Nebelschwaden und vertrieben die unbeschwerter blaue Heiterkeit aus der Stadt.

An einem der Abende befanden wir uns beim Eindunkeln auf dem wohl schönsten Aussichtspunkt, den Twin Peaks. Da überraschten uns die plötzlich auftauchenden Nebel und zauberten uns ein faszinierendes Schauspiel vor. Es war, wie wenn riesige Schleier bald tiefer, bald höher über die Landschaft gezogen würden, verhüllend und enthüllend in steter Folge. Die hell erleuchteten Schiffe, die vom untern Teil der Bay gegen die Golden Gate Bridge fuhren, verschwanden im Dunst und leuchteten dann wieder auf im schimmernden Wasser. Ebenso verhüllten sich Teile der Stadt und strahlten unversehens wieder in ihrem Lichterglanz. Vom Wasser her tönten die Nebelhörner. Wie gebannt verfolgten wir diese Wandlung. Schon wurde die Dämmerung von der einbrechenden Dunkelheit verdrängt, und noch immer standen wir schweigend da und konnten uns nicht satt sehen. Dann aber rissen wir uns los und fuhren auf der in grossen Serpentina fallenden Strasse in die nächtliche Lichtfülle der Stadt hinein.

Am Westabhang der Sierra Nevada liegt der Yosemite-National-Park auf einer Höhe von ungefähr 1200 Metern über Meer. Der Fluss Merced bildet in der ungefähr 13 Kilometer langen Talsohle bald liebliche, von Wiesen und Tannen umsäumte Seelein, bald fliesst er stürmischer durch dunkle Tannenwälder. Senkrechte, z. T. völlig glatte Felswände türmen sich tausend Meter in die Höhe, Felsbastionen von gewaltigem Ausmass. Berühmt sind die verschiedenen eindrucksvollen Wasserfälle des Tales, die in Stufen ihre Wassermassen in die Tiefe stürzen lassen. Der Park beherbergt auch ungefähr 350 Exemplare der Sequoia gigantea, deren Alter man auf über 3000 Jahre schätzt. Einzelne dieser Redwoodbäume weisen Durchmesser von über 9 Metern auf. So ist es leicht verständlich, dass die Fahrstrasse mitten durch einen solchen Baum hindurch führen kann. Neben der Autostrasse gibt es auch verschiedene «Wanderwege», sog. Trails, die aber nur unter Führung von Ortskundigen begangen werden. Denn unvermutet kann man hier noch Bären begegnen, und Unterkunftsmöglichkeiten sind nur wenige. Oben, auf einem der höchsten Punkte, dem Glacier Point, bietet sich ein überwältigender Rundblick: tief unten das Tal, die Felsabstürze mit dem stäubenden Wasser und in der Ferne türmt sich Kette an Kette bis zu den höchsten Bergen mit ihren Schneehängen.

Auf der ungefähr 400 Kilometer langen Fahrt zurück zur pazifischen Küste, nach Monterey, veränderte sich das Landschaftsbild fortwährend. Zunächst noch Felsen rechts und links und unten im Bachbett der wild rauschende Fluss, dann hügeliges, scheinbar unbebautes Gelände. Auf den bräunlichgelben Wiesen weidet Vieh, das sich offenbar direkt das Heu zusammensucht. Kilometerweit voneinander entfernt kleine Farmen, Ranches, meist mit einem Windrad; oft liegt ein kleines Flugzeug neben dem Haus. Dann öffnen sich weite fruchtbare Täler. Die zwei Fahrbahnen der Strasse sind durch blühende Oleander getrennt. Rechts und links der Strasse liegen Pflanzungen; weite Strecken nur Feigenbäume, dann Pfirsiche, Reben oder Gemüse. Auch Reis wird hier gepflanzt, und wir können während der Fahrt beobachten, wie von einem kleinen Flugzeug aus das

Korn in die gezogenen Furchen gesät wird. Wir durchfahren nun eine der fruchtbarsten Gegenden von Kalifornien. In helles Entzücken versetzen uns die vielfarbigen Blumenfelder, die der Samengewinnung dienen.

Bei Monterey erreichen wir wieder die pazifische Küste. Der erste Halt am Meer gilt der Beobachtung der Seehunde, die sich zu Dutzenden nahe am Ufer auf einem Felsen tummeln und gemeinsam mit den Seemöwen lärmen. Dann beginnt die Fahrt südwärts der Küste entlang Richtung Los Angeles. Wenn ich daran zurückdenke, so sind es zwei Dinge, die besonders lebendig in meiner Erinnerung haften: einmal die weit ausholenden, wundervoll geschwungenen Buchten mit dem steten Blick aufs Wasser – und dem Wissen, dass «drüben» Asien liegt –, und dann die grosse Einsamkeit, die der Frage ruft, warum diese so herrliche Küste in ihrem nördlichen Abschnitt nicht stärker besiedelt ist. Vielleicht ist es die Grösse des Landes oder aber die Beschaffenheit des Terrains, die immer wieder zu Erdschlipfen führt, wohl eine Folge der zahlreichen Erdbeben, die in Kalifornien eine fast normale Erscheinung sind.

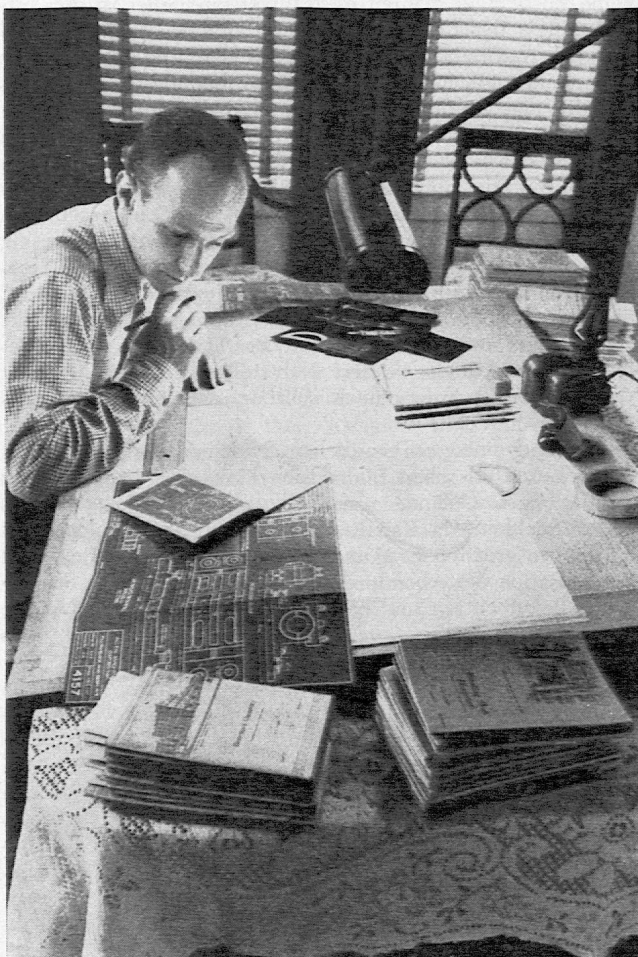
Wir nähern uns der Riesenstadt Los Angeles und erreichen die Stadtgrenze um 14 Uhr. Palmenhaine, wunderbare Villen, schöne Gartenanlagen und Blumen in Fülle, anderseits Autos, Autos und Tankstellen ohne Ende. Gegen ein Viertel vor 4 Uhr sind wir endlich im Stadtzentrum bei unserem Hotel. In dieser Stadt, die in einer Richtung eine Ausdehnung von über 100 Kilometer hat, gibt es praktisch keine Fussgänger mehr. Um so unverständlicher ist die Tatsache, dass der Bevölkerung als öffentliches Verkehrsmittel lediglich Autobusse zur Verfügung stehen, und zwar in ganz unzureichendem Umfang. So ist es begreiflich, dass Los Angeles eine Stadt der Autos ist und dass praktisch jeder Erwachsene über sein eigenes Beförderungsmittel verfügen muss. Sind Kinder da, so gehört es meist zu den Aufgaben der Mutter, sie zur Schule zu führen und dort wieder abzuholen, wenn diese Beförderung nicht von Schulautobussen durchgeführt wird. Imposant sind die ungeheuer grosszügig angelegten Strassenführungen, die Highways und Freeways, die aus der Stadt und in die Stadt führen. Man spürt, dass nicht nur für heute, sondern für morgen geplant wurde. Los Angeles entstand durch das Zusammenwachsen mehrerer einzelner Städte, deren Nahtstellen noch nicht dicht sind; ferner ist immer noch spürbar, dass ein eigentliches Stadtzentrum fehlt.

Während einer morgendlichen Stadtrundfahrt fällt leichter Regen. Und schon bilden sich längs des Trottoirrandes im hügeligen Gelände von Hollywood und Beverly Hills kleine Bächlein, da Kanalisationsvorrichtungen fehlen. Und zu unserm grössten Erstaunen bildet dieser kleine Regenfall die Sensation der Abendpresse, die das Ereignis mit Schlagzeilen dokumentiert und bereits zu berichten weiss, dass die Unfallziffer des Strassenverkehrs wegen des Regens um 6 % gestiegen sei.

Los Angeles erlebt zurzeit, wie uns berichtet wird, einen ungeheuren Boom. Die Industrie benötigt unzählige Arbeitskräfte, diese wiederum Unterkunft und Nahrung. Im gleichen Masse wächst auch die Aufgabe der öffentlichen Dienste. Aber es ist kein organisches Wachstum, sondern eher eine explosivartige Entwicklung. Kein Wunder, dass diese wohl oft unüberblickbare Lage für kriminelle Elemente Unterschlupf schafft und dass insbesondere der Missbrauch von Drogen aller Art durch Jugendliche zum Aufsehen mahnen soll. Der menschliche Geist scheint die technische Expansion nur noch mit Mühe zu zügeln.

Ein grosses amerikanisches Hotel ist eine kleine Welt für sich. Man betritt es von der Strasse her durch die Eintrittshalle, die sog. Lobby. Auf dem Trottoir vor der Halle waltet der meist livrierte Doorman seines Amtes, das darin besteht, für flüssige Zu- und Abfahrt der Autos zu

sorgen. Die in angemessenem Abstand wartenden oder, wo der Platz hierfür fehlt, immer wieder vorbeizirkulierenden Taxis werden mit energischer Handbewegung herbeidirektiert, Gäste mit ihrem Gepäck möglichst schnell verladen und die aus dem nächsten Wagen aussteigenden Hotelgäste in Empfang genommen. Ihr Gepäck bleibt zunächst auf dem Trottoir liegen, bis ein Boy es in die Halle trägt. Diese ist vergleichbar mit einer Bahnhofshalle. Ein stetes Kommen und Gehen, aufgestapeltes Gepäck, an den verschiedenen Schaltern (zum Bezug der Zimmer, zum Begleichen der Rechnung, zum Bestellen von Bahn- oder Flugbilletten, für Theaterbilletts, für Greyhound-Busse, für Sightseeing-Fahrten usw.) stauen sich die Menschen. Die Amerikaner sind bekanntlich ein tagungsfreundliches Volk, und wenn in einem solchen Hotel, das manchmal bis 2000 Gastbetten aufweist, eine «Convention» stattfindet, wirkt die Ankunft der Teilnehmer, die durch das Tragen einer Etikette mit Namen und Wohnort ausgezeichnet sind, einfach überschwemmend. Vor den oft zahlreichen Lifts, die die Gäste auf die verschiedenen Stockwerke verteilen, staut sich die Menge. Aber alles geht ruhig und diszipliniert; allfälliges Warten wird durch eine humoristische Bemerkung gewürzt, und wer sich vordrängt, bezeichnet sich selbst. In der Lobby gibt es natürlich auch einen Zeitungsstand mit Stadtplänen und Führern, Büchern und Broschüren; oft fehlt auch der Andenkenladen nicht. Was es aber nicht gibt, das ist der allwissende, um das Wohl der Gäste persönlich besorgte Concierge der schweizerischen Hotels. Dieses all-



Wie der junge Mann auf dem Bild betreiben Millionen junger Amerikaner ein Selbststudium. Zu den meisten gewählten Studienrichtungen gehört «mechanical engineering». Für die 180 lessons benötigt der Schüler im Durchschnitt fünf Jahre. Textbücher, Lektionen, Prüfungsblätter und das gesamte übrige Schulmaterial erhält der Fernschüler durch die Post zugestellt.

umfassende Wissen ist vielmehr aufgeteilt auf viele einzelne Angestellte, die alle freundlich helfend dem Gast zur Seite stehen und im Umfang ihrer speziellen Aufgabe – aber auch kein bisschen darüber hinaus – dem Gast jeden Wunsch erfüllen.

Im Hotelzimmer findet sich alles, was zum behaglichen Wohnen während einer Reise wünschbar ist. Immer ausgezeichnete Betten, während des Tages oft in Couchs verwandelbar, Schreibtisch mit Schreibpapier inkl. Luftpost und Stilos, Radio- und Fernsehapparat, Telefon mit einer ganzen Reihe interner Anschlüsse, Säcke zum Einpacken der Wäsche und Kleider für die Wäscherei, die man in eine Art Kasten in der Türe zum Abholen bereithängt, genügend Kleiderbügel und ein Badezimmer mit einem herrlichen Vorrat an Seifen, Gesichtstüchern, Waschlappen und Badetüchern, der täglich wieder ergänzt wird. Es kann auch sein, dass man in der Schreibtischschublade mit einem freundlichen Gruss der Direktion Nähzeug für kleinere Mängel und Postkarten mit der Ansicht des Hotels vorfindet. Seine Brief- und Kartenpost braucht man für die Spedition nicht in die Lobby zu tragen, vielmehr wirft man sie in jedem Stockwerk in einen neben den Lifts befindlichen Einwurf, von dem sie durch ein Rohr blitzschnell und mit einem kurzen Abschiedsgeräusch der Sammelstelle zu sausen. Diese Beförderungsart setzt aber voraus, dass man sich vorher die nötige Frankatur beschafft hat, wobei zu bemerken ist, dass es, wie die Erfahrung lehrte, nicht zum Aufgabenkreis des jeweiligen Verkäufers in der Lobby gehört, auch die höheren Frankaturwerte für die Post nach Europa bereitzuhalten, was uns oft vor die Entscheidung stellte, entweder den ganzen, neben dem Platz für die Adresse freien Raum mit Marken zu bekleben oder dann selbst ein Postbüro aufzusuchen, die sämtlich die Eigenschaft besitzen, sich diskret zu verstecken.

Das Wohnen in einem bestimmten Hotel verpflichtet in der Regel nicht auch zur Einnahme der Mahlzeiten. Meist verfügt ein Hotel zum mindesten über ein Restaurant und einen Coffeeshop. Der Unterschied zwischen den beiden Einrichtungen scheint nach unsern Beobachtungen vor allem darin zu bestehen, dass das Restaurant teurer ist und dass dort Alkohol ausgeschenkt wird. Auf jeden Fall können auch im Coffeeshop alle Mahlzeiten eingenommen werden. Das Morgenessen, das gleich dem englischen Frühstück beliebig aus mehreren Speisen zusammengestellt werden kann, wird oft auch im Drugstore, ursprünglich einer Art Drogerie, eingenommen. Da sitzt man auf einem Barstuhl an einer Theke oder an einem kleinen Tisch und freut sich der leckeren Dinge, während der Blick zu den Gestellen mit Schönheitsmitteln, Zahnpasten und anderen nützlichen Dingen schweifen kann. Hier trifft man dann auch vermehrt mit Amerikanern zusammen und kann sich viel besser als im Hotel seine Beobachtungen machen, wobei es allerdings oft auch wieder so ist, dass sogar der dem Hotel benachbarte Drugstore selbst zum Hotel gehört. Uebrigens können auch einfache Mittag- und Abendessen dort genossen werden.

Wer Eiswasser, Schinken mit Ananas, Ice creams in allen Variationen und Beefsteaks liebt, wird von der amerikanischen Küche entzückt sein und sich mit Eifer und Humor in den oft fremdartig anmutenden Bezeichnungen auf den Menus zurechtzufinden suchen.

Wir sitzen in der Santa Fé Railroad. Diese Eisenbahngesellschaft hat die Tücke, ihre Uhr nach einer andern Zeit zu richten, als dies am Abfahrtsort in Los Angeles üblich ist. Das bedeutete für uns glücklicherweise nur eine zusätzliche Stunde Wartezeit in der Bahnhofshalle. Wäre das Gegenteil der Fall gewesen, so wäre unser Zug mit den reservierten Plätzen bei unserm Eintreffen im Bahnhof schon unterwegs gewesen. So konnten wir während einer Stunde uns dem Vergnügen der Menschenbeobachtung hingeben. In Erinnerung geblieben ist mir besonders eine Familie mit zahlreichen Kindern und ebenso zahlreichem Ge-



Baumwollpflückerinnen (Tennessee)

Photo: A. Maag

päck, die aus dem ankommenden Taxi quoll und beim Eintritt in die Halle Erbarmen mit dem Familienvater wach werden liess, wie er das sicher nicht leicht zu lösende Transportproblem bis zum Eisenbahnwagen in diesem riesengrossen Bahnhof bewältigen werde. Aber siehe da! Er nahm von einem von uns bisher nicht beachteten Vorrat von dreirädrigen Wagen ein Stück, belud die verschieden grossen Behälter desselben mit den Gepäckstücken, setzte das Kleinste der Familie in eine Art oben an der Stossstange befestigten Korb und schritt so leichtfüssig und ohne jede Anstrengung mit seiner Familie zu seinem Peron, wo er den kleinen Wagen an einer hierfür bestimmten Stelle einfach wieder stehenliess zur gleichen Benützung durch einen ankommenden Passagier. Wenn ich an das Gepäckträgerproblem im Zürcher Bahnhof denke, scheint mir diese amerikanische Einrichtung schon einer Prüfung wert.

Nun sitzen wir also im Stromliner The Chief, der für seine 3400 km lange Fahrt von Los Angeles nach Chicago ungefähr 41 Stunden benötigen wird. Die Vororte der Riesenstadt liegen bereits hinter uns. Rechts und links der Geleise dehnen sich grosse Pflanzungen aus, sehr oft niedrige Reben, aus deren Blättern dunkelblaue Trauben glänzen. Wir steigen zusehends. Die Besiedelung wird spärlich, und das Land zwischen den Hügeln scheint zunehmend unbebaut. Bald erreichen wir den San-Bernardino-Pass und fahren dann stundenlang durch das Wüstengebiet Mohave.



Photo: A. Maag

Baumwollernte, Wagen eines gefüllten Sackes (Mississippi)

Vom Aussichtswagen aus geniessen wir das Farbenspiel der einfallenden Dämmerung und dann das Erlöschen des Tageslichtes mit der einbrechenden Nacht, bis sich von Horizont zu Horizont ein herrlich funkelnder Sternenhimmel spannt.

In Williams Junction unterbrechen wir die Bahnfahrt, um einen ganzen Tag im Grand Canyon zu verbringen, diesem 2000 Meter tiefen Rieseneinschnitt des Coloradoflusses, einige Kilometer lang und am oberen Rand ungefähr vier Kilometer breit. Aus der Tiefe steigen Felswände mit breiten Stufen und Absätzen, Bastionen, Felstürme und Nadeln... Es scheint, als ob die Geologie der Erde hier am praktischen Beispiel doziert würde. Weiss, gelb, bläulich, rötlich in allen Schattierungen, dann wieder braun, violett und dunkel schimmert das Gestein, je nach Lichteinfall und Tageszeit. Leider ist es uns nicht möglich, wenigstens ein Stück weit einem der schmalen Pfade in die Tiefe zu folgen, wo weit unten der Fluss als schmale Rinne zu sehen ist. Zeit und Ausrüstung für diese Expedition fehlen. So gehören wir in dieser phänomenalen Landschaft zu den zahlreichen kleinen Menschlein, die dem Rand des Absturzes entlang wandern und immer wieder staunend und gebannt einen Blick in diese fremde Welt werfen. Unvergesslich bleibt das Farbenspiel bei untergehender Sonne mit dem weiten Blick hinüber in die Painted Desert, einer Wüste, deren Sand verschiedene Farben aufweist.

Und wieder sind wir für zwei Nächte und einen dazwischenliegenden Tag in unserm Zug, der einem fahrenden Hotel gleicht. Ueberall ist man von schwarzen Stewards betreut, im Schlafwagenabteil, im Speisewagen oder in dem zweistöckigen Aussichtswagen. Und hält der Zug an einer Station, so wird beim Ausgang die Haltestange der kleinen Treppe zuerst sorgfältig mit einem Tuch abgewischt, bevor der Reisende ein- oder aussteigt. Die Fahrt führt uns durch die Staaten Arizona, New Mexico, Colorado, Kansas, Missouri, Iowa und Illinois nach Chicago.

Chicago wird mir vor allem seiner herrlichen Museen wegen in Erinnerung bleiben, obwohl eine so gedrängte Reise ja eigentlich nur ein Nippen an Kunstschätzen erlaubt. Tage hätte man zubringen können mit dem Studium der Geschichte der Indianer; es wäre herrlich gewesen, Stunden und Stunden den schönen Bildern zu widmen. So aber galt es, sich auf wenigstens zu konzentrieren und dieses zu erleben und in sich aufzunehmen als Gleichnis für alles andere. Dass in Chicago die Museen im Gebiet der grosszügig gestalteten Uferanlagen des Michigansees mit dem herrlichen Blick auf das Wasser liegen, macht sie noch attraktiver.

Ueber den Michigan- und Eriesees fliegen wir nach Buffalo, um von dort aus einen Tag an den Niagarafällen zu verbringen. Dann trägt uns das Flugzeug zuerst nach Rochester und dann über weite, herbstlich gefärbte Wälder nach Baltimore, wo wir vor dem Landen in geringer Höhe die grossen Hafenanlagen überfliegen. Und dann kommt Washington, die Hauptstadt der Staaten, das Ziel unseres Fluges. Doch, was ist denn los? Wir landen auf einem grossen einsamen Flugplatz, von Wald und Feldern umgeben. Zwar scheint alles in Ordnung zu sein. Ein Bus rollt an unser Flugzeug heran, der so konstruiert ist, dass wir direkt hinübergehen können. Und dann werden wir in Autos vom internationalen Flugplatz nach der über eine halbe Stunde entfernten Stadt geführt. Wir verstehen nun den Sinn des Ausspruches von Bekannten, dass in Amerika nicht für heute, sondern für morgen geplant und gebaut wird.

In Washington, der schönen Stadt am Potomac River, geplant vom französischen Architekten Enfant, glaubt man etwas vom Pulsschlag der Welt zu verspüren. Hier wird die Geschichte der Staaten lebendig in den in weissem Marmor schimmernden Denkmälern für seine grossen Führer Washington, Jefferson und Lincoln. Diese bilden zusammen mit dem gewaltigen Capitol und dem sehr schlicht wirkenden Weissen Haus ein Ganzes, womit die Verflechtung der Vergangenheit mit der Gegenwart und der Zukunft sinnbildlich wird. «What is past, is prologue», sagte Washington. Jenseits des Potomacflusses liegt auf einer Anhöhe der berühmte Arlingtonfriedhof mit den unzähligen Gräbern gefallener Soldaten. Wir wohnen dort der Wacht- ablösung am Grabmal des unbekannten Soldaten bei, dessen Name, wie die Inschrift sagt, niemand kennt als Gott allein. Und seither hat die Erde dort wieder einen Menschen in ihrem Schoss geborgen, der damals noch im Weissen Haus für sein Land dachte und wirkte...



Im Okefenokee-Sumpf (Georgia)

Photo: A. Maag

«Seating aboard this vehicle is without regard to race, color or creed, or national origin.» («In diesem Beförderungsmittel wird jedermann zugelassen, ohne Rücksicht auf Rasse, Farbe, Glaube und Nationalität»), so mag die Uebersetzung der Aufschrift im Express-Greyhound-Bus lauten, der uns von Washington nach New York bringen soll. Mich fasziniert im Moment noch eine andere Beobachtung an der vor mir sitzenden Mitfahrerin. Wie kann man seine Haarfarbe in Sekundenschnelle von Dunkel auf Blond und die Frisur vom Knoten in Locken verändern? Die Lösung im Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist denkbar einfach: mit einer Perücke, die man abnimmt, wie wir im alten Europa unsern Hut ablegen.

Unterdessen hat unser Bus die Stadtgrenze von Washington hinter sich gelassen, und wir fahren auf breiter gerader Strasse Meilen und Meilen durch einen Wald. Die Landschaft erinnert mich an den heimatlichen Randen. Dann aber kommen die Anzeichen der Nähe des Meeres: sumpfiges Gelände, kleine Seen und Wasserläufe. Eine kurze Strecke fahren wir durch das Hafengebiet von Baltimore. Der Verkehr nimmt immer zu, und auch die Besiedelung wird dichter. Grosse Industrieanlagen und Flugplätze deuten auf grosse Städte. Ich bewundere den Chauffeur, der

nun schon fünf Stunden lang fährt mit nur einem kurzen Halt für eine Tasse schwarzen Kaffees – leider übrigens nur für ihn und nicht für die Fahrgäste – auf den schnurgeraden Strassen mit dem beständigen Ueberholen. Der Gegenverkehr ist durch ein Grasbord getrennt. Das stete Geräusch der vorbeisausenden Wagen wirkt einschläfernd, bis uns bewusst wird, dass wir dicht vor New York sind. Das weckt unsere Lebensgeister, und wir beginnen, nach der berühmten Skyline Ausschau zu halten. Und tatsächlich, da tauchen sie auf, die Wolkenkratzer, wie wir sie von den Photographien her kennen, und da schimmert auch schon das Wasser des Hudson. Aber schon taucht unser Bus in den Lincolntunnel, um unter dem Fluss in die Weltstadt New York einzufahren.

Von unserm im 14. Stockwerk gelegenen Hotelzimmer geniessen wir einen prächtigen Blick über den Central Park, dieser grünen Oase im Steinmeer des Stadtteils Manhattan. Ein strahlender Herbsttag geht zur Neige. Der Park, ungefähr 500 Meter breit und 5 Kilometer lang, wird rechts und links von einer nicht abbrechenden Reihe von Hochhäusern flankiert, die sich in nördlicher Richtung in der Gegend von Harlem gegen den Horizont zu verlieren. Da und dort flammen schon Lichter auf, und die Konturen der Wiesen und Bäume verwischen sich. Das Dunkel der Nacht kriecht aus dem Gebüsch. Nur dort, wo die Autostrasse den Park durchquert, bewegen sich unzählige Lichter. Es ist unser letzter Abend in dieser erregenden und bezaubernden Riesenstadt. Wir haben nach Möglichkeit unsere Zeit genutzt und viel gesehen. Eindrucksvoll war die dreistündige Fahrt mit dem kleinen Dampfer rund um Manhattan, unter den Riesenbrücken hindurch, die nach Brooklyn und Bronx und hinüber nach New Jersey führen. Welcher Betrieb auf dem Wasser und welcher Verkehr längs der Ufer und über die Brücken. Und dann ganz im Norden, im schärfsten Gegensatz dazu, ein romantisches Ufer mit einem Fischer und dem weiten Blick den breiten Hudsonstrom hinauf. Welch einen imposanten Anblick bot auch die «Bremen», die im Moment unserer Abfahrt direkt vor unserm Pier vorbeirauschte, um nach der Ueberquerung des Atlantiks in New York anzulegen. Auch auf Staaten Island waren wir gewesen und hatten uns, von den Füßen der Freiheitsstatue aus – übrigens einem Geschenk Frankreichs – nicht satt sehen können an der vom blauen Wasser umspülten Stadt mit ihren im Sonnenschein funkelnden Glasbauten, am Blick gegen das Meer zu, wo East River und Hudson zusammenfliessen, und an dem von Schiffen belebten Ausblick stromaufwärts. Wir waren auch in der Radio City Hall gewesen und hatten uns dort bei Film, Musicals und Tänzen etwas ausgeruht und vor allem die grossartige Aufmachung der Darbietungen bewundert. Das Metropolitan-Museum, die Frick-Galerie, das Museum of Modern Art und nicht zuletzt das Guggenheim-Museum hatten uns herrlichste Kunstgenüsse vermittelt, und ein Nachmittagsbummel in der eleganten 5. Avenue mit dem Rockefeller Center war in anderer Weise auch wieder anregend gewesen. Vom 102. Stockwerk des Empire Building hatten wir bei unbegrenzter Sicht, wie angekündigt war, tatsächlich einen überwältigenden Fernblick nach allen Richtungen getan. Wir hatten auch den Geschäftsbetrieb der Wallstreet, die Chinatown und die Wohnviertel der Neger und Farbigen gesehen und die riesigen neuen Wohnsiedelungen und die Spitalanlagen. Man führte uns auch in die grösste Kirche der Welt, St. John The Divine, deren Bau, begonnen am Ende des 19. Jahrhunderts, heute noch nicht vollendet ist. Sie solle, so wurde erklärt, für eine Zeitspanne von 5000 Jahren gebaut sein; etwas merkwürdig berührt verliessen wir dieses in sogenannt gotischem Stil errichtete Bauwerk.

Nun ist es draussen dunkel geworden. Unzählige Sterne funkeln am Himmel. Von der Strasse her tönt gedämpfter Lärm des nie abbrechenden Verkehrsstromes.

Letzte Fahrt in New York vom Hotel zum Pier, von wo unser Schiff in zwei Stunden seine Fahrt nach Genua antreten wird. Unser Gepäck trägt bereits die Nummer un-

serer Kabine und wird auf einem Laufband von der Strasse hinauf zur Halle geschleust, von der aus die Laufstege ins Schiff führen. Es herrscht ein riesiger Betrieb. In den Aufenthaltsräumen und ebenso in vielen Kabinen wird Abschied gefeiert. Nach amerikanischer Sitte heisst dies, dass die Abreisenden Parties für ihre Freunde veranstalten, mit viel Alkohol, Blumen und Geschenken. Unablässig eilen meist schwarze Boten mit Paketen aller Grössen ins Schiff, und zwar so zahlreich, dass die Stewards die sofortige Verteilung in die Kabinen aufgeben, so dass sich in den Gängen ganze Berge von Schachteln ansammeln. Vom Deck aus werden in wilden Mengen Papierschlängen zum Pier geschossen, die, falls sie ihr Ziel verfehlen, den Bug des Schiffes vielfarbig verzieren. Soeben hat der Lautsprecher zum x-tenmal die Aufforderung durchgegeben: All visitors ashore. The S.S. Independence will leave in soundso viel Minuten. Und nun hebt ein Abschiednehmen, Rufen und Winken an, unterstützt vom Schwingen farbiger Papierwedel. Dichtgedrängt stehen die Leute an der Railing, um noch einen letzten Blick von ihren Angehörigen zu erhaschen. Die Schiffssirene ertönt, die Tauten werden gelöst, und unser Schiff gleitet hinaus in den Hudson dem Meere zu.

Die wunderbare Rückfahrt nach Europa mit strahlenden Sonnentagen und sternbesäten Nächten gab Musse zur Sammlung der vielen Eindrücke. Da die meisten Passagiere Amerikaner waren, hatten wir nochmals Gelegenheit zum Kontakt mit dem amerikanischen Menschen. Wieviel Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft haben wir erfahren, und zwar in einem Masse, das uns überraschte. Bewunderung muss auch der Disziplin gezollt werden, die immer wieder unter Beweis gestellt wurde. Was andererseits den Amerikanern an uns, den Europäern, auffällt, ist, wie ich aus verschiedenen Gesprächen entnehmen konnte, unser Misstrauen, das wir gegenüber dem unbekannten Nebenmenschen immer wieder zeigen sollen und das wir erst dann aufgeben, wenn wir uns von der redlichen Absicht des andern überzeugt hätten. Ein Amerikaner empfinde hier umgekehrt. Aufgefallen ist mir auch, welches wichtige Moment der sog. background, die Abstammung, dem Amerikaner bedeutet. Im Gespräch mit dem Europäer wird meist sehr bald erklärt, von wo man ausgewandert ist; es ist sicher auch nicht zufällig, wenn auf einem modernen Bild, das ein Ehepaar auf der Flucht darstellt, der Mann das Kind und die Frau ein Ahnenbild mit sich trägt.

Und die ungezogenen amerikanischen Kinder? Wir hatten keine Gelegenheit zur Beobachtung im amerikanischen Familienkreise. Doch in den Hotels, auf den Strassen, in öffentlichen Gebäuden und Museen gebärdeten sie sich wohl sehr selbständig und selbstbewusst, aber durchaus manierlich. Einzig auf dem Schiff fiel ein Bub etwas aus der Reihe, indem er im Speisesaal die Geduld des schwarzen Stewards sehr auf die Probe stellte: er achtete der guten Ratschläge seiner Mutter nicht und bestellte sein Essen in der umgekehrten Reihenfolge, indem er mit dem Dessert begann und die übrigen Speisen sehr oft nach flüchtigem Naschen wieder stehenliess, worauf der Steward mit freundlichstem Lächeln oder Zureden weitere Vorschläge machte, um den jungen Mister zufriedenzustellen.

Aufschlussreich war auch ein Gespräch mit einer schon mehrere Jahre in New York arbeitenden Schweizerin. Trotz aller Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft auf den ersten Blick ist der Kampf ums tägliche Brot in Konkurrenz mit dem Amerikaner hart und unerbittlich. Zeugnisse und Ausweise sollen keine Werbekraft besitzen, solange eine amerikanische Empfehlung fehlt. Und so, wie der Mensch im Konkurrenzkampf dem Konkurrenten gegenüber hart wird, so scheint es auch mit der Natur zu sein, die sich immer wieder der menschlichen Zähmung zu entreissen versucht. Wer seinem Garten oder Acker nicht dauernd Sorge trägt, der findet ihn eines Tages versteppt und zurückgefallen an die Wildnis.

H. Schudel, Schaffhausen

Adolf Haller: Schulanekdoten

Fünfte Folge

Mein erster Seminardirektor, der mir in manchem Vorbild wurde, vor allem in der leider nur zu kurzen Zeit, in der er uns Deutschunterricht erteilte, war besonders scharf auf die Flüchtigkeitsfehler. Da hatte ich einmal – das Schreiben fiel mir damals noch leichter als heute – einen zehnzeiligen Hausaufsatz geschrieben und erwartete dafür die gebührende Anerkennung. Leider aber hatte ich schon auf der zweiten Seite einen Buchstaben ausgelassen, und nach seiner Gewohnheit hatte der Lehrer, statt weiterzukorrigieren, unter mein Manuskript die zweitschlechteste Note, eine 2, gesetzt.

Doch bald schien für mich die Zeit der Revanche gekommen zu sein. Eines Nachmittags überbrachte er mir ein Memorandum, das ich als Klassenchef zu Beginn jeder Stunde dem jeweiligen Lehrer vorweisen sollte: «X. Y. muss wegen Unwollsein dem Unterricht fernbleiben.» Da war also zweifellos dem gestrengen Herrn Direktor selbst ein Flüchtigkeitsfehler unterlaufen. Sollte ich ihn so vor allen andern Lehrern bloßstellen? Nein, ich wollte nur meine persönliche Genugtuung haben. Also stieg ich flugs in sein Allerheiligstes hinauf, legte ihm sein Schriftstück wieder vor und sagte mit unschuldiger Miene: «Herr Direktor, Sie haben da ein h vergessen.»

Er schaute sich das Blatt genau an, rieb sich mit der rechten Handoberfläche das Kinn, und dann hatte er auch schon die Lösung gefunden: «Das bin ich halt so gewohnt von meiner Studienzeit her.»

Das war so ruhig vorgebracht, dass ich nicht das Gefühl hatte, das Direktionszimmer als Sieger zu verlassen. Aber eines bedauerte ich: dass ich bei allfällig weiteren Betriebsunfällen mich nicht auf meine Studentenzeit berufen konnte.

«Hat ein rechtes Zeugnis», sagte der Seminardirektor an der Zensur, als ich an der Reihe war, «findet dagegen eine Bemerkung im Betragen.» Entgegen seiner Gewohnheit verschwieg er den Wortlaut. Ich zerbrach mir den Kopf, war ich mir doch nicht bewusst, während des zu Ende gehenden Quartals besonders über die Stränge geschlagen zu haben. Kopfschüttelnd las ich: «Hat Obstfrevel getrieben.»

Das konnte sich nur auf jenen Sonntagnachmittag beziehen, an dem ich im Garten mit einer angebissenen Birne in der Hand dem Verwalter begegnet war und, statt mich herauszuwetzen mit der Zweckklüge, ich hätte sie am Boden gefunden, wahrheitsgemäss zugegeben hatte, dass ich sie vom Baum gepflückt. Ich hatte auch anstandslos von meinem mageren Sackgeld die Busse bezahlt und mich sogar bedankt dafür, dass die Sache nicht bis in den Olymp hinauf gezogen werde. Doch an der Lehrerkonferenz schien ein anderer Wind geweht zu haben, war doch das gleiche Verdikt auch für das Abreissen von ein paar Haselnüssen erteilt worden. Dass, wie behauptet wurde, das Anbeissen eines Apfels in der Zeichenstunde schon mit dem Urteil «Hat sein Modell missbraucht» geahndet worden sei, das möchte ich freilich nicht beschwören.

Zum Glück nahm der Vater mein Vergehen nicht so tragisch. Ich aber schien es meiner Ehre schuldig zu sein, den unauslöschlichen Fleck in meinem Kalender nachträglich in den staatlichen Obstkulturen mit Zins und Zinseszins abzuverdienen.

Wir waren im Seminar eine schlechte Mathematikklasse. Als wir letztthin darauf zu sprechen kamen, sagte ich bei-läufig zu einem Klassenkameraden: «Du wirst ja auch einen Vierer im Patent haben wie wir andern Rechengrössen.»

Der aber warf den Kopf in die Höhe und widersprach scheinbar beleidigt: «Was meinst du! Ich habe einen Fünfer – weil ich meiner jetzigen Frau alles abgeschrieben habe. Sie musste sich dafür mit einem Vierer begnügen. Nun bleibt es wenigstens in der Familie.»

(Fortsetzung folgt)

«Friedliche Nutzung der Atomenergie — Energiequellen der Zukunft»

Eine Ausstellung im Pestalozzianum Zürich

In letzter Zeit ist immer wieder über Fragen der zukünftigen Deckung des unentwegt steigenden Bedarfs der Schweiz an elektrischer Energie geschrieben und gestritten worden. Es ist der eine Zweck der Ausstellung, diese Probleme zu veranschaulichen und auf Möglichkeiten hinzuweisen, wie eine mit Sicherheit zu erwartende Lücke in der Deckung des Bedarfs an elektrischer Energie überbrückt, und wie mit der Schaffung grosser Atomkraftwerke schliesslich eine ausreichende Lösung für eine lange Zukunft gefunden werden kann. — Die Nutzung der Kernspaltung zur Erzeugung von elektrischem Strom ist aber nur die eine Seite der Kernenergie; ihre andre und viel weniger bekannte Seite stellen Wirkungen und Anwendungen der bei Kernprozessen frei werdenden energiereichen Strahlen dar. Diesem zweiten Aspekt der Kernenergie, den nuklearen Strahlen (und künstlich erzeugten ionisierenden Strahlungen mit ähnlichen Wirkungen) ist ein eigener Teil der Ausstellung gewidmet. — Ein kurzer Ueberblick möge Hinweise auf die hauptsächlichsten Ausstellungsobjekte geben.

Als Einleitung zum Thema: «Erzeugung von elektrischem Strom auf herkömmliche Weise» — durch Wasser- und Dampfkraftwerke — dienen ein paar einfache, vom Besucher zu betätigende Versuche. Modelle von Wasserkraftzentralen, ein mit schulmässigen Mitteln zusammengestelltes Experiment zur Erzeugung von Drehstrom, das über drei Meter hohe Modell eines grossen, durch die Schweizer Industrie im Ausland gebauten thermischen Kraftwerks beleben die mit graphischen Mitteln verschiedenster Art auf die Elektrizität bezogenen Zustände und Probleme unseres Landes: Entwicklung des Verbrauchs bis zur Gegenwart und in der nahen Zukunft — wechselseitige Abhängigkeit vom Ausland — genutzte und noch ausbauwürdige Wasserkraft in verschiedenen Kantonen usw. — Es folgen Darstellungen über die in der Schweiz betriebenen Forschungsarbeiten zur Entwicklung von Kernreaktoren. Ein Modell zeigt den komplizierten innern Aufbau des Forschungsreaktors «Diorit» des eidgenössischen Instituts für Reaktorforschung in Würenlingen; mit einem Relief, Schnittzeichnungen und photographischen Bildern wird auf die Arbeiten der Nationalen Gesellschaft zur Förderung der industriellen Atomtechnik am Versuchsreaktor in Lucens bei Yverdon aufmerksam gemacht; die Funktionen eines Atomenergiekraftwerks vom Reaktorkern bis zum Verbraucher des elektrischen Stroms veranschaulicht eine grosse Schematafel durch sukzessiv aufleuchtende, verschiedenfarbige Glühlämpchen; Tafeln illustrieren den Spaltprozess des Uratoms und die gesteuerte Kettenreaktion der Kernspaltung in einem Reaktor.

Der andere Teil der Ausstellung — über ionisierende Strahlungen — ist in den Räumen des obern Stockwerks im Herrschaftshaus des Beckenhofs untergebracht. Automatisierte Experimente, die der Besucher selbst in Funktion setzen kann, zeigen die wichtigsten physikalischen Eigenschaften der verschiedenen radioaktiven Strahlungen; eine Diffusionsnebelkammer macht die Spuren von Alphastrahlen als feinste «Kondensstreifen» sichtbar; ein faszinierendes Experiment gibt eine fast unmittelbare Abbildung eines Kristallgitters durch die mit einem starken elektrischen Feld erzeugte Elektronenfeldemission aus einer feinen Wolframdrahtspitze; mit Geigerzähler und Anzeigegerät kann man die von verschiedenen Uranmineralien emittierte Strahlung nachweisen.

Nukleare Strahlen von Substanzen, die eine radioaktive Markierung tragen und ohne Nebenwirkungen vom menschlichen Körper gut vertragen werden, ferner von aussen applizierte energiereiche Strahlung eines starken, aktiven Präparats (Kobalt-60) oder künstlich mit Hilfe einer Be-

schleunigungsmaschine erzeugte Elektronen- oder Gammastrahlen haben in den letzten Jahren eine rasch zunehmende Bedeutung in der Medizin gewonnen. Die neugeschaffene Universitätsklinik und Poliklinik für Radiotherapie und Nuklearmedizin am Kantonsspital Zürich dokumentiert diese Entwicklung in der Ausstellung durch eine Reihe modernster Geräte, die der Erkennung von Krankheiten mittels radioaktiv markierter Stoffe dienen und welche auch erlauben, Organe wie Schilddrüse, Milz sichtbar zu machen, die der Abbildung durch Röntgenstrahlen nicht zugänglich sind. Die Methoden der Tiefen- oder Teletherapie von Krebsherden mit Gammastrahlen von Radiokobalt mit der «Kobaltkanone» oder mit Elektronenstrahlen werden erläutert und Erfolge dokumentiert durch eindruckliche Röntgen- und Farbphotos von Krebsheilungen im Kantonsspital Winterthur.

Die Bewahrung vor Strahlenschädigungen setzt die Kenntnis der Wirkungen der ionisierenden Strahlen auf lebende Materie voraus. Die Erforschung dieser Wirkungen ist die eine fundamentale Aufgabe der Strahlenbiologie. Mit verschiedensten Methoden sind die Wirkungen kleiner Strahlendosen auf die Körpergewebe und die Körperzellen zu untersuchen als Grundlagen für die Festsetzung der höchstzulässigen Strahlendosen; die andere Aufgabe der Strahlenbiologie ist mit der Möglichkeit gegeben, durch die Analyse solcher Wirkungen tiefste Einblicke in die Vorgänge im Innern der Zellen, insbesondere Änderungen der die erbaren Merkmale tragenden Kernsubstanz zu erfassen. Ueber Probleme, Methoden und Ergebnisse dieser Forschungen orientiert das Strahlenbiologische Institut der Universität Zürich.

Ein ganz anderes Forschungsgebiet, das sich das Vorhandensein radioaktiver Isotope in Gesteinen oder in organischem Material zunutze macht — die absolute Altersbestimmung solcher Objekte —, wird am Beispiel der Datierung von archäologischen Funden mit Hilfe des in Holz, Leder, Knochen vorhandenen radioaktiven Kohlenstoffs veranschaulicht anhand eines Pfahlrests, welcher aus einer jungsteinzeitlichen Seeufersiedlung am Burgäschisee (bei Herzogenbuchsee) stammt.

Beta- und Gammastrahlen finden auch in der industriellen Technik Anwendung verschiedenster Art in rasch zunehmendem Mass. Die Ausstellung gibt mit ein paar aktiven Beispielen Hinweise auf diese Entwicklung: automatische Steuerungen (Weichenstellung bei einer Spielzeugeisenbahn, Regelung des Füllstandes in Behältern), ferner Dickenkontrolle in der Fabrikation von Blechen oder Folien; zerstörungsfreie Prüfung von Werkstücken mit Gammastrahlen eines Iridiumisotops.

In das Gesamtgebiet der Nutzung ionisierender Strahlung gehören immer noch die Röntgenstrahlen. Mit hervorragend schönen Aufnahmen zeigt das Röntgendiagnostische Zentralinstitut am Kantonsspital Zürich die grossen Fortschritte, welche in den letzten Jahren und nicht zuletzt durch grundlegende Arbeiten aus diesem Institut auf dem grossen Gebiet der Erkennung von Krankheiten durch das Mittel der Röntgenstrahlen erreicht worden sind. Es sei hingewiesen auf Serienaufnahmen über die Durchblutung des Gehirns, die Abbildung der Kranzarterien des Herzens, die Sichtbarmachung der Lymphbahnen. — Die Ausstellung im Pestalozzianum wird bis Ende April dauern.

A. Brunner

«In langer Beobachtung bin ich zur Ansicht gelangt, die zunehmende Vermassung und Verflachung der heutigen Menschen beruhe darauf, dass sie nicht die Möglichkeit gehabt haben, die fruchtbaren Stürme ihrer Pubertät auszuleben, und dass ihnen dabei jede Führung gefehlt hat.»
Eduard Spranger

Negro-Spirituals für Schweizer Schüler

Der Kenner weiss, dass es sich dabei um europäische Hymnen handelt, die von den Negern Nordamerikas erfasst und auf ihre eigene Musiktradition übertragen worden sind. Aus dieser Synthese ist in der Tat ein ansprechendes Musikgut entstanden, das um die Jahrhundertwende für die Entwicklung des «Jazz» von nicht geringer Bedeutung war. Ansprechend vor allem auch für unsere Jugend, die heutzutage mit Platten aller Art geradezu überschwemmt wird, wobei es sich allerdings mehrheitlich um oberflächliche, seichte Schlagererzeugnisse handelt. Indessen ist es auffallend, wie viele Kinder, ob deutsch, französisch oder englisch, Schlagertexte in kürzester Zeit in der Manier des jeweiligen Plattenstars verblüffend imitieren.

Die Negro-Spirituals nun verwende ich gewissermassen als Weiche, die von den musikalischen Allgemeinplätzen sachte, sachte zu den Gefilden guter Musik hinlenkt. Erlernen die Schüler, wie wir eben festgestellt haben, fast mühelos fremdsprachige Schlagertexte, so werden ihnen die einfachen, häufig einprägsame Wiederholungen enthaltenden Originaltexte der Negro-Spirituals ebenfalls wenig Mühe bereiten. Deutsche Textübertragungen sind nicht zu empfehlen, da sie steif wirken und das Stück stark beeinträchtigen; dagegen sollen sie dazu dienen, den Schüler mit dem Inhalt des Hymnus vertraut zu machen. Gute Dienste leisten Platten- oder Tonbandbeispiele. So haben meine Fünftklässler dem ausgezeichneten «Norman-Luboff-Chor» (Philips 429 463 BE), was Sprache und Ausdruck anbetrifft, manches abgelauscht. Dergestalt leisten wir auch einen Beitrag zum aufmerksamen Hören. In diesem Zusammenhang erwähne ich auch die anregende Schulfunksendung «Negro-Spirituals und Gospel-Songs» von Heinz Wehrle, von der sicher in manchen Schulhäusern Bandaufnahmen vorhanden sind.

An Spiritualbearbeitungen herrscht kein Mangel, doch sind die meisten für meinen Begriff wenig befriedigend. So bin ich dazugekommen, wie die drei nachfolgenden Beispiele zeigen werden, die Spiritualgesänge für Kinderchor und Gitarre so einzurichten, wie ich glaube, dass es etwa richtig sei. Mit der Gitarre, die einmal den Klang vervollständigt, lässt sich eine Klasse sowohl rhythmisch als auch dynamisch gut leiten.

Und nun allen, die einen Versuch wagen, guten Erfolg und vor allem viel Freude und Spass!

Jacques Hefti, Rüschlikon

DREI NEGRO-SPIRITUALS für Kinderchor und Gitarre

NOBODY KNOWS

arr. Jacques Hefti

Ruhig, mit Ausdruck

1. xmpf No-bod-y knows de trouble I've seen, — No-bod-y knows but Je-sus.

No-bod-y knows de trouble I've seen, — Glo-ry hal-le-Lu-jah.

-lu-jah! Some-times I'm up, some-times I'm down, Oh, yes

Lord. Some-times I'm al-most to de groun', Oh, yes, Lord. Oh—

acap.

breit Glo-ry — hal-le-Lu-jah!

Textübertragung:

«Niemand kennt das Leid, das ich seh', niemand kennt es, nur Jesus.

Niemand kennt das Leid, das ich seh', Gloria, Halleluja!»

Manchmal geht's mir gut, manchmal schlecht, oh, ja, Herr,

manchmal bin ich tief betrübt, oh, ja, Herr.

«Niemand kennt das Leid, das ich seh', niemand kennt es, nur Jesus.

Niemand kennt das Leid, das ich seh', Gloria, Halleluja!»

Weniger geübte Gitarristen verwenden mit Vorteil den Kapodaster, befestigen ihn auf dem III. Bund und transponieren nach E-Dur.

SWING LOW!

Ruhig, ausdrucksvoll

arr. J.H.

Chor

mf F B C7 F C7
Swing low, sweet cha-ri - ot, com-in' for to car-ry me home!

F B C7 G C7 F B F
Swing low, sweet cha-ri - ot, com-in' for to car-ry me home!

F C7 F C7 F C7
locked over Jordan an' what did I see, com-in' for to carry me home!

Chor
F B C7 F B F
band of an-gels com-in' af-ter me, com-in' for to car-ry me home!

a cap. b F
com-in' for to car-ry me home!

Textübertragung:

«Fahre sanft, schöner Wagen, fahre mich fort, trage mich heim!
Fahre sanft, schöner Wagen, trage mich fort, fahre mich heim!
Bis jenseits zum Jordan, o herrliches Glück, trage mich fort,
fahre mich heim, eine Schar von Engeln kommt mir da entgegen,
und im Wagen fahre ich heim!»

Kapodaster auf dem I. Bund befestigen und nach E-Dur transponieren!

MY LORD, WHAT A MORNING

Chor

arr. J.H.

F C7 F F C
My Lord, what a morn-ing, My Lord, what a morn-ing,

C F B Bb F Bb F d g C7 F B F Fine
My Lord, what a morn-ing, when the stars be-gin to fall.

Solo
F B a Bb d6 C
1. You'll hear the trum-pet sound,

1. You'll hear the trum-pet sound,
2. You'll hear the sin-ner mourn, To wake the na-tions un-der-ground,
3. You'll hear the Christian shout,

d a B Bb F Chor F E g C7 F
Look-ing to my God's right hand, When the stars be-gin to fall. —

Textübertragung:

«Mein Herr, was für ein Morgen, wenn die Sterne zu fallen beginnen!

1. Du wirst die Trompete erschallen hören,
2. Du wirst den Sünder klagen hören,
3. Du wirst die Christen jauchzen hören,
um das Gewissen der Völker zu wecken.

Schauend zu meines Gottes rechter Hand, wenn die Sterne zu fallen beginnen.»

Es empfiehlt sich, in Fis-Dur zu intonieren. Kapodaster auf dem II. Band befestigen und nach E-Dur transponieren!

Die Texte sind frei ins Deutsche übersetzt und erheben keinen Anspruch auf Authentizität. Sie sind alle auf einen gemeinsamen Grundton gestimmt und bringen die Sehnsucht der Neger nach einem bessern Leben, sei's im Diesseits oder im Jenseits, beredt zum Ausdruck. Dass die schwarze Bevölkerung in den USA auch nach der Abschaffung der Sklaverei noch immer nach Freiheit und Gleichberechtigung dürstet, haben die Vorkommnisse der letzten Jahre und Monate unter Beweis gestellt.

J. H.

Nachdruckrechte müssen beim Bearbeiter eingeholt werden.

Fritz Brunner

feierte letzten Mittwoch, den 12. Februar, seinen 65. Geburtstag. Es ist uns ein Anliegen, dem Jugendschriftsteller, der anlässlich der Jahrhundertfeier unserer Jugendschriftenkommission mit dem Jugendbuchpreis ausgezeichnet werden konnte, zu diesem Anlass herzlich zu gratulieren.

Am 12. Februar 1899 in Wald ZH geboren, erlebte Fritz Brunner im Zürcher Oberland seine Jugendzeit. Er verlor allzu früh seinen Vater, erlebte dagegen, wie die mütterliche Fürsorge in den vier Kindern weiterwirkte, wie trotz äusserer Not sie nichts entbehren mussten an den Gemütswerten, welche ein Menschenleben bis ins hohe Alter tragen können. In einem kurzgefassten Lebensabriss, den Fritz Brunner vor drei Jahren für den Zürcher Schriftstellerverein verfasste, erleben wir, wie das Gotthelf-Wort in seinem Leben Gestalt angenommen hat: «Das Glück kommt nicht von aussen mit äusserlichen Gebärden, hängt nicht an papiernen Verfassungen, nicht an Erfüllung halb und ganz dunkler Träume, sondern von unserer Seele Richtung und Beschaffenheit, der Gestaltung unserer Ansprüche und Wünsche, dem Masse unseres Genügens oder Ungenügens.»

Wer den kleinen Buben damals in der mütterlichen Wirtschaft geigen oder Klavier spielen hörte – zur Unterhaltung der Gäste –, hätte wohl kaum vermutet, dass die gleiche Mutter, welche neben dem Sohn vierhändig die «Petersburger Schlittenfahrt» spielte, am Abend ihren Kindern all das gab, was sie tagsüber vermissen mussten, dass sie mit ihnen sang, musizierte und sie einführte durch ihre Erzählungen in die Welt des Buches. Wenn in der heutigen Zeit immer wieder von der Verwahrlosung unserer Jugend durch die Berufstätigkeit der Mütter die Rede ist, dann zeigt uns Fritz Brunner, dass es auch anders sein kann, dass er in seiner Jugend erlebte, wie eine Mutter in Not und geldlicher Bedrängnis ihren Kindern für ihr späteres Leben das mitgab, was viele heutige Kinder schmerzlich vermissen müssen. Wir weisen auf diese ersten Jahre ausführlich hin, weil das schriftstellerische Schaffen Fritz Brunners immer wieder in diese Jugendjahre zurückführt, zurückführen muss. Alle seine Anstrengungen im Dienste einer sinnvollen Freizeitgestaltung, im Dienste einer bewussten Lesekultur haben keinen andern Sinn: sie wollen unsere Kinder in eine Welt führen, die sich der heutige Jubilar in grosser Arbeit und gegen Widerstände aller Art erarbeiten musste, sie wollen diese Wege ebnen und erleichtern.

Das Leben Fritz Brunners ist reich an äussern Erfolgen, er darf heute mit Genugtuung auf sein Schaffen zurückblicken, er hat das Pfund, das ihm seine Mutter ins Leben mitgab, treu verwaltet und vermehrt, auch wenn es ihm manchmal schwerfallen musste, immer wieder auf die gleichen grundsätzlichen Fragen hinzuweisen.

Er gestatte uns, nur ein Gebiet seines Lebenswerkes kurz darzustellen, die Arbeit als Präsident der Kantonalen Kommission für Jugend- und Volksbibliotheken. Er ist sicher vielen ein unbequemer Mahner geworden, wenn er gegen menschliche Bequemlichkeit ankämpfte, die Gleichgültigen wachrüttelte, die Zaghaften ermutigte, wenn sein optimistischer Tatendrang immer zu neuen Anstrengungen aufrief. Sein Drängen und Werben war nicht vergebens, heute besitzt der Kanton Zürich ein ausgebautes Bibliothekssystem bis in die kleinen Gemeinden hinaus. Fritz Brunner hat es in seiner bisherigen Amtsperiode zustande gebracht, dass die öffentlichen Bibliotheken im Kanton Zürich seit 1946 von 52 auf 250 anwuchsen, dass sich der Staat heute mit 65 000 Franken an diesem Werk beteiligt, während vor 18 Jahren nur 10 000 Franken dafür zur Verfügung standen. Wir wissen genau, dass diese nüchternen Zahlen nur einen ungenügenden Einblick in die Arbeit Fritz Brunners vermitteln; sie zeigen einen äussern Erfolg, nicht mehr. Dahinter stehen aber Tausende von Mitmenschen, die durch die Welt der Bücher vielleicht Wegweiser sahen für ihr eigenes Leben, Antwort für ihre Probleme und Schwierigkeiten, Stunden der Einkehr und der Besinnung fanden. Ob Mutter Brunner damals, als sie in ihren Kindern nach des Tages

Arbeit die Liebe zur Sprache, zum Gewachsenen, zur Literatur weckte, eine solche Weiterführung ihres selbstlosen Wirkens erfüllt haben mochte?

Und nun tritt Fritz Brunner in den «Ruhe»-Stand! Wir wissen, dass dieser von vielen ersehnte Zeitpunkt für ihn nichts anderes sein kann als ein Aufbruch zu neuen Zielen, zu einer Vertiefung seines bisherigen Schaffens. Wir wünschen ihm dazu von Herzen Glück und Segen.

Peter Schuler

Schweizerischer Lehrerverein

Aus den Verhandlungen des Zentralvorstandes

Sitzung vom 18. Januar 1964 in Zürich.

Anwesend 11 Mitglieder des Zentralvorstandes, die Redaktoren der SLZ und der Zentralsekretär.

Entschuldigt abwesend: Frau R. Rutishauser, St. Gallen.
Vorsitz: Zentralpräsident A. Althaus.

1. Der Vorsitzende heisst die erstmals anwesenden Mitglieder A. Eigenmann, Amriswil, und M. Sidler, Fahrwangen, sowie Dr. P. Müller, Schönenwerd, Redaktor der SLZ, herzlich willkommen.
2. Vom Rücktritt von Kollege Karl Gehring, Zürich, der aus gesundheitlichen Gründen auf 31. Dezember 1963 erfolgt ist, wird mit grossem Bedauern Kenntnis genommen. Als Nachfolger schlägt der Wahlkreis I Eugen Ernst, Sekundarlehrer in Wald ZH, vor. Er übernimmt, wie dies bisher üblich war, die Tätigkeit interimistisch sofort auf. Die Wahl durch die Delegiertenversammlung bleibt vorbehalten.
3. Konstituierung des Zentralvorstandes. Als Vizepräsident wird Hans Frischknecht (Herisau) bestätigt. In den dreiköpfigen Leitenden Ausschuss wird ausser den bisherigen Mitgliedern A. Althaus (Präsident) und Max Bühler, neu Robert Pfund, Reallehrer, Schaffhausen, gewählt.
4. Der Zentralvorstand bestimmt sodann seine Vertreter in den ständigen Kommissionen:
Redaktionskommission: H. Frischknecht, Herisau, und R. Pfund, Schaffhausen; Kommission der Lehrerwaisens-tiftung: M. Bühler, Kempten ZH; Kommission der Stiftung Kur- und Wanderstationen: R. Pfund, Schaffhausen; Jugendschriftenkommission: Frl. B. Gränicher, Freiburg; Kommission für interkantonale Schulfragen: A. Althaus, Bern; ebenso die Vertreter des SLV bei andern Organisationen.
5. Genehmigung des Reglements über die Herausgabe der Schweizerischen Lehrerzeitung: Die Neufassung sieht eine Erweiterung der Redaktionskommission vor. Jedem Wahlkreis steht künftig ein Sitz zu, ausserdem jeder kantonalen Sektion, welche die SLZ als obligatorisches Organ für ihre Mitglieder erklärt hat.
6. M. Bühler referiert als Präsident der Kommission für Lehrplanfragen über den Stand der Arbeit. Der Kommissionsbericht soll den Anstoss geben zu einer diesbezüglichen Zusammenarbeit zwischen den Kantonen.
7. Vorentwurf des Bundesgesetzes zum Stipendienartikel. Auf Grund einer Orientierung durch den Zentralsekretär, die sich auf Erfahrungen aus dem Tätigkeitsbereich der Pestalozzistiftung abstützt, wird in einer Aussprache auf Lücken und die Wünschbarkeit einer baldigen Ermöglichung von Bundesbeiträgen auf Grund von Abs. 2

des Verfassungsartikels hingewiesen. Zur Eingabe, die noch nicht vorliegt, werden die Mitglieder des ZV sich noch schriftlich zu äussern Gelegenheit erhalten.

8. Stiftung Neuhof: Auf Grund einer Besprechung des Leitenden Ausschusses und unserer Delegierten im Stiftungsrat mit Präsident Dr. B. Brühlmeier soll von einer Sammelaktion bei der Schuljugend anlässlich des Jubiläums (Herbst 1964) abgesehen werden.
Durch die pädagogische Presse, eventuell Schulfunk u. a. m. soll auf das Ideengut Pestalozzis im Zusammenhang mit dessen Tätigkeit auf dem Neuhof aufmerksam gemacht werden.
Der ZV beschliesst in diesem Sinne.
9. Der Bundesbeschluss über Schweizer Schulen im Ausland, der vor den eidgenössischen Räten liegt, wurde leider den Lehrerorganisationen, die sich für die ASS von jeher eingesetzt haben, nicht zur Vernehmlassung zugestellt. Bedauerlich ist, dass *auf Grund des Textes* Mißständen, wie sie da und dort in erschreckender Weise vorkamen, keineswegs entgegengetreten werden kann. Die Schulen sollten – um beitragspflichtig zu sein – den schweizerischen Lehrkräften beruflich, rechtlich und materiell eine Stellung einräumen, die den schweizerischen Verhältnissen möglichst entspricht. Ferner sollte eine Kommission vorgesehen werden, die – aus Fachleuten des Auslandschweizerwesens und der Schule bestehend – das EDI in allen Fragen der ASS berät. Der Präsident der Studienkommission für Fragen der ASS, M. Rychner, Bern, ist bereit, die in diesem Stadium der Verhandlungen noch möglichen Schritte sofort einzuleiten.
10. Von der Ausrichtung einer Gabe aus dem Hilfsfonds an einen betagten und in finanzieller Bedrängnis lebenden Kollegen (im Kompetenzbereich des LA) nimmt der Zentralvorstand Kenntnis.
11. Ueber fünf besuchte Veranstaltungen und Sitzungen liegen schriftliche Berichte vor.
12. Auf Ersuchen der Expo wird Fr. B. Gränicher, Freiburg, in die Jury für die «Reportage national» abgeordnet.

Sitzungskalender

14. März	2. Sitzung des Zentralvorstandes in Murten
15. März	Gemeinsame Vorstandssitzung SPR/SLV
2. Mai	3. Sitzung des Zentralvorstandes in Zürich
24. Mai	Präsidentenkonferenz in Liestal
27. Juni	4. Sitzung des Zentralvorstandes in Zug
28. Juni	Delegiertenversammlung in Zug
29. August	5. Sitzung des Zentralvorstandes voraussichtlich
31. Oktober	6. Sitzung des Zentralvorstandes
5. Dezember	7. Sitzung des Zentralvorstandes

Der Zentralsekretär: M. Rychner

Studienreisen des Schweiz. Lehrervereins

Wir machen auf die ausserordentlich günstige Möglichkeit einer *Reise nach den Vereinigten Staaten* in diesem Sommer aufmerksam (Fr. 1100.– Flug New York retour zur Zeit der Hochsaison). In USA ist Alleinreise oder Gruppenreise möglich. Wegen beschränkter Platzzahl ist eine baldige Anmeldung sehr zu empfehlen.

Das ausführliche Detailprogramm kann beim Sekretariat des SLV, Beckenhofstrasse 31, Postfach Zürich 35, Telephon (051) 28 08 95, oder bei Kollege Hans Kägi, Wasserstrasse 85, Zürich 7/53, Telephon (051) 47 20 85, bezogen werden, wo auch jede Auskunft gerne erteilt wird.

Aus den Kantonen

Baselland

Aus den Verhandlungen des Vorstandes des Lehrervereins Baselland vom 29. Januar 1964

1. Der Fragebogen für die von der Erziehungsdirektion angeordnete Erhebung über die «effektive Schulzeit der Schüler» wird auf Grund der von den Vorstandsmitgliedern in einer kurzen Probezeit gemachten Erfahrungen nochmals mit Schulinspektor Dr. Martin und Direktionssekretär Dr. Hänni besprochen.
2. Der Vorstand erfährt, dass das Personalamt seine im Auftrage des Regierungsrates unternommenen Vorarbeiten für eine volle Einstufung der Lehrergehälter demnächst abgeschlossen haben wird.
3. An der kommenden Jahresversammlung vom 29. Februar in Füllinsdorf wird unser Erziehungsdirektor, Herr Dr. L. Lejeune, zur Frage der Lehrergehälter sprechen.
4. Die Gemeinde Oberwil hat als dritte Gemeinde des Kantons ihre Ortszulagen für alle Lehrkräfte (Verheiratete, Ledige und Lehrerinnen) auf das gesetzlich zulässige Maximum von Fr. 1300.– plus Teuerungszulagen und Einkauf in die Versicherung erhöht. – Die Gemeinde Frenkendorf hat neu die Gewährung von Teuerungszulagen auf ihren Ortszulagen (Fr. 1300.–/900.–) beschlossen.
5. In Auslegung des § 61 des revidierten Schulgesetzes wird einem Kollegen auf seine Anfrage hin mitgeteilt, dass seine als Verweserin amtierende Frau ebenfalls zum Bezüge der Ortszulage berechtigt ist. Nach der neuen Fassung des Gesetzes ist die Ortszulage einer der drei Bestandteile des Verwesergehaltes (Grundgehalt, Dienstalterszulagen, Gemeindegeldzulage). Einzelne Gemeinden zahlen in gleichen Fällen die Ortszulage auch diskussionslos aus.
6. Hingegen kann auf das Verwesergrundgehalt der verschiedenen Schulstufen nur Anspruch erhoben werden, wenn der Verweser auch alle Funktionen und das volle Pensum der betreffenden Stufe erfüllt.
7. Einem auswärtigen Kollegen, der mit dem neuen Schuljahr in unserem Kanton seine Lehrtätigkeit aufnehmen wird, erteilt der Präsident Auskunft über das ihm zustehende Gehalt.
8. Der Vorstand genehmigt die Rechnungen des Lehrervereins und der Sterbefallkasse und verdankt sie dem Kassier bestens.

E. M.

Bern

Die Vorlage über den Neubau eines Seminars in Langenthal ist in der Volksabstimmung vom 2. Februar recht gut angenommen worden. Damit ist ein weiterer Schritt zurückgelegt auf dem Wege zur Dezentralisierung der Lehrerbildung, ein Schritt, von dem man auch die Erschliessung neuer Einzugsgebiete für die Rekrutierung und letztlich eine Behebung des immer noch drückenden und ungesunden Lehrermangels erhofft.

Trotz der einstimmigen Empfehlung des Grossen Rates an das Berner Volk, dem Neubau zuzustimmen, blieb die Vorlage nicht unbestritten, da das Bauvorhaben vielen überdimensioniert und allzu luxuriös erschien. Zu dieser Auffassung mag beigetragen haben, dass die ganze Anlage nicht nur für ein zweireihiges Seminar geplant ist, sondern ebenfalls für ein zweireihiges Gymnasium. Wohl sind die eigentlichen Klassenräume getrennt, die Spezialräume dagegen sind in einem gemeinsamen Trakt untergebracht. Die Totalkosten der beiden Schulanlagen sind auf 16 Millionen Franken veranschlagt und verteilen sich hälftig auf Seminar und Gymnasium. Der Bauaufwand für das Gymnasium geht zu Lasten der Gemeinde Langenthal; immerhin übernimmt der Staat nach dem Dekret über die Schulhausbau-Subventionen recht beträchtliche Beiträge. Das grosse Werk kann nun etappenweise in Angriff genommen werden.

MG

Schulfunk

Erstes Datum: Jeweils Morgensendung 10.20 bis 10.50 Uhr.
Zweites Datum: Wiederholung am Nachmittag 14.30 bis 15.00 Uhr.

18./26. Februar: *Zeugen aus der Urzeit*. Im Zusammenhang mit der zweiten Juragewässerkorrektion erfolgen archäologische Ausgrabungen im Grossen Moos. In einer interessanten Hörfolge berichtet Hanni Schwab, Bern, von den verschiedenen Fundplätzen und -gegenständen, deren Entdeckung für die Urgeschichtsforschung in unserem Lande von Bedeutung ist. Vom 6. Schuljahr an.

19./28. Februar: *Ernst Häfliger, ein Schweizer Sänger*. Willi Gohl, Winterthur, zeichnet die Entwicklung des bekannten Künstlers von den Anfängen bis zu den internationalen Erfolgen nach und zeigt, wie Begabung, gepaart mit Fleiss und Liebe zur Aufgabe, Höchstleistungen ermöglicht. Ernst Häfligers Stimme ertönt in einigen seiner besten Interpretationen. Vom 7. Schuljahr an.

20./25. Februar: *Auf der Uransuche in der Schweiz*. In der Hörfolge von Prof. Dr. Theodor Hügi, Wabern, wird zunächst auf das Wesen und die Bedeutung des Urans in der heutigen Weltwirtschaft verwiesen. Dann erläutert der Autor die Probleme und Methoden der Uransuche und geht den in der Schweiz vorkommenden Lagerstätten nach. Vom 7. Schuljahr an.

Kurse/Vorträge

Ausbildungskurs für Methodiklehrerinnen

Der Mangel an Kindergärtnerinnen hat sich in letzter Zeit verschärft. Viele Gemeinden sehen sich gezwungen, vorübergehend undiplomierte Lehrkräfte für ihre Kindergärten anzustellen. Die meisten Seminare haben zusätzliche Klassen gebildet. – Wer soll jedoch die Seminaristinnen in die schöne Arbeit im Kindergarten einführen, wo es so wenig Methodiklehrerinnen gibt? – Die Kommission für Ausbildungsfragen des Schweizerischen Kindergartenvereins hat deshalb einen Kurs für Methodiklehrerinnen ausgearbeitet. Dieser erste Kurs hat im Oktober 1963 begonnen, dauert ein Jahr und findet in Zürich statt. Vorerst wurden nur amtierende Methodiklehrerinnen und Kindergärtnerinnen, die ständig Schülerinnen in die Praxis einführen, aufgenommen. Weitere Kurse sind geplant und werden allen Kindergärtnerinnen offenstehen. – An jedem ersten Samstag im Monat kommen die Kursteilnehmerinnen aus der ganzen deutschsprachigen Schweiz zu einem Schulungstag zusammen. Es werden verschiedene Gebiete der Methodik, der Kindergartenführung sowie der Arbeit mit den Seminaristinnen besprochen. Jeder Kurstag ist einem bestimmten Fachgebiet gewidmet. Neben den Vorträgen, die von bekannten Persönlichkeiten der jeweiligen Fachgebiete gehalten werden, sind auch die Kursteilnehmerinnen mit Referaten, Diskussionsleitungen, Buchbesprechungen und Abfassung von Protokollen am Arbeitsprogramm beteiligt. – Die Kosten des Kurses werden von den Gemeinden, bei denen die Teilnehmerinnen angestellt sind, vom Schweizerischen Kindergartenverein und von den Kursteilnehmerinnen gemeinsam getragen.

J. H.

Dänisches Inselreich

Das Dänische Institut führt auch diesen Sommer eine Studienreise nach Dänemark für schweizerische Lehrerinnen und Lehrer durch, und zwar vom 14. bis 29. Juli 1964.

Die Studienreise führt zuerst nach der regen Industrie- und Hafenstadt Aalborg im nördlichen Jütland, wo die Reisetilnehmer drei Tage im modernen Freiheitskollegium

untergebracht und Exkursionen nach dem Fischerdorf Skagen, der grossen Wanderdüne Raabjerg Mile, der Nordseeküste bei Lökken sowie Studienbesichtigungen in und um Aalborg unternehmen werden. Nach einer Autocarfahrt durch Ostjütland mit Studienbesichtigungen in der Universitätsstadt Aarhus geht die Reise nach der Insel Fünen mit Aufenthalt in Odense. Mit Autocar, Fähre und Zug werden in einem Tag die drei Inseln Langeland, Lolland und Falster besucht, bis man auf der Insel Seeland, mit Abstechern nach den Kreidefelsen auf der Insel Møen, nach Kopenhagen kommt. In der Hauptstadt wird Gelegenheit geboten, Schulhäuser, die Jugendstadt in Rødovre sowie Museen zu besichtigen, und auf einer Nordseelandfahrt besucht man den Kgl. Wildpark, das Museum Louisiana und das Schloss Kronborg in Helsingør. Nach einem freien Tag in Kopenhagen schliesst die Studienreise mit einem dreitägigen Aufenthalt auf der Ostseeinsel Bornholm. Die verschiedenen Studienbesuche in wichtigen Betrieben der Landwirtschaft, der Industrie und des Kunsthandwerks werden auch den persönlichen Kontakt mit Dänen vermitteln. Rückreise mit Schiff nach Travemünde, halbtägiger Aufenthalt in Lübeck.

Kosten: rund Fr. 690.– bei 2.-Klass-Bahnfahrt ab Basel, Liegewagen für die Strecken Basel-Hamburg und Hamburg-Basel sowie Schlafkabinen auf den Schiffsreisen. Programm und alle Auskünfte sind im Dänischen Institut, Tödistrasse 9, Zürich 2, erhältlich.

Neue Bücher

Das Schweizervolk neu gezählt. Beilage 41/2 zum «Gewerbeschüler». Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

Das 48 Seiten starke Heft bringt eine Auswahl von Ergebnissen der Volkszählung von 1960. Dabei werden aber nicht nur Zahlen aufgeführt – die könnte man ja direkt aus dem Statistischen Jahrbuch der Schweiz beziehen. Anhand der Zahlen werden interessante Probleme aufgeworfen: Bevölkerungsentwicklung – Verstädterung und Landflucht – Eine Eingemeindung mit Hindernissen – Ueberfremdungsgefahr u. a. m. Vorbildliche graphische Darstellungen zeigen, wie nüchterne Zahlen lebendig gemacht werden können. Das von E. Wyler gestaltete Heft kann an den Klassen der Oberstufe in verschiedenen Fächern eingesetzt werden und sei daher bestens empfohlen. w.f.

Hermann Hesse: Prosa und Gedichte. Kösel-Verlag, München. Herausgeber: Franz Baumer, in der Reihe «Dichtung im Unterricht» von Ludwig Voit und Michael Scherer. 108 S. Brosch.

Die Schrift, als Lesebuch im Literaturunterricht der Mittelschulen fraglos sehr willkommen, enthält Gedichte und Prosa, zum Studium wohlausgewählt. Jedem Beleg aus Hesses Dichtung ist ein Kommentar beigegeben, der dem Lehrer wie dem Schüler wertvolle Aufschlüsse bietet über das so reiche Innenleben des Dichters. Es ist begreiflich, dass der Dichter vor allem aus dem Gesichtswinkel seiner deutschen Herkunft beschrieben erscheint. Aber damit gelangt das so wesentlich «schweizerische» Erlebnis nicht zur Geltung. Es ist kaum erfasst oder verstanden, weder innerlich noch äusserlich. Es wird eher als eine zufällige Episode nur beiläufig erwähnt. Dass es dem Kommentator fremd ist, beweisen äusserlich stilistische Fehler wie «Baseler Zeit» oder geographische Hinweise, wie «Neu-Châtel» (statt Neuchâtel), sie belegen, wie fremd dem Biographen die Schweiz ist, die Hesse so viel bedeutete. Auch politisch unklare, höchst verschwommene Bezeichnungen wie: «Hesse stellte sich im ersten Weltkrieg dem Schweizer Konsulat zur Verfügung» u. a. m. sind Hinweise, dass die erläuternden Texte mit Vorsicht zu lesen sind. ms.

Gemeindeschule Arosa

Wir suchen auf den 19. Mai 1964

Primarlehrer

für 3./4. Klasse.

Gehalt inkl. kantonale Zulage Fr. 13 580.- bis Fr. 16 900.-, zuzüglich 5 Prozent Teuerungszulage und Familien- und Kinderzulage.

Schuldauer 38 Wochen. Beitritt zur Pensionskasse der Gemeinde ist obligatorisch.

Bewerbungen mit den üblichen Ausweisen sowie Angaben über bisherige Tätigkeit sind bis 15. Februar 1964 zu richten an den

Schulrat Arosa

Die Schulgemeinde Näfels

sucht auf Frühjahr 1964 (evtl. Herbst 1964) einen

Sekundarlehrer

mathematisch-naturwissenschaftlicher Richtung.

Besoldung: die gesetzliche zuzüglich Gemeindezulage. Die Wahl kann sofort vom Schulrat getroffen werden.

Bewerber oder Bewerberinnen wollen Ihre Anmeldung mit den üblichen Unterlagen so bald wie möglich an Herrn Schulpräsident Richard Galli, Näfels GL, Tel. (058) 4 45 58 richten, der zu jeder gewünschten Auskunft gerne bereit ist.

Der Schulrat

Primarschule Buckten BL

An der Primarschule Buckten ist auf Beginn des Schuljahres 1964 die Stelle eines

Lehrers oder einer Lehrerin an der Unterstufe

(1. bis 4. Klasse) neu zu besetzen. Besoldung nach kantonalem Besoldungsgesetz: Neuordnung auf Frühjahr 1964. Anmeldungen sind unter Beilage der üblichen Ausweise bis spätestens 29. Februar 1964 zu richten an die Schulpflege Buckten BL.

Primarschulpflege Buckten

Primarschule Lausen

Wir suchen

eine Lehrerin oder einen Lehrer für die Unterstufe

mit Stellenantritt auf Beginn des Schuljahres 1964/65 oder nach Vereinbarung.

Gehalt nach dem kantonalen Besoldungsgesetz: Lehrerin Fr. 12 064.- bis Fr. 17 633.-, Lehrer Fr. 13 257.- bis Fr. 19 356.-, plus Familienzulage Fr. 425.- und Kinderzulage Fr. 425.- sowie Ortszulagen: zurzeit für Verheiratete Fr. 1534.-, Ledige (Lehrerinnen und Lehrer) Fr. 1062.-. In obigen Zahlen sind die ordentlichen Teuerungszulagen von zurzeit 18 Prozent inbegriffen. Auswärtige Dienstjahre in definitiver Anstellung werden angerechnet.

Die Anmeldungen mit den üblichen Ausweisen sind bis 15. März 1964 an den Präsidenten der Schulpflege, Herrn Walter Ehrsam, Sonnenweg 15, Lausen, zu richten.

Die Schulpflege

Gemeinde Rekingen AG

Wir suchen auf Frühjahr 1964 an unsere Sekundarschule (drei Klassen, gemischt), evtl. Primarabteilung (zwei Klassen) einen

Lehrer oder eine Lehrerin

Gehalt nach kantonomer Verordnung plus Ortszulage. Schöne geräumige Wohnung ist verfügbar.

Anmeldungen mit Lebenslauf und Zeugnissen an die Schulpflege Rekingen AG. Telefon (056) 5 45 84 oder 5 45 39 (ausser Geschäftszeit).

Realschule Herrliberg

Auf Frühjahr 1964 wird an unserer Realschule nebst der bestehenden

eine neue Lehrstelle

errichtet. Die freiwillige Gemeindezulage entspricht den zulässigen Höchstansätzen. Das Maximum wird unter Anrechnung auswärtiger Lehrtätigkeit nach 10 Dienstjahren erreicht. Die Gemeindezulage ist der kantonalen Beamtenversicherung angeschlossen.

Anmeldungen unter Beilage der üblichen Ausweise und eines Stundenplanes sind bis 25. Februar 1964 zu richten an den Präsidenten der Schulpflege, Herrn Jakob Niederer, Unterdorf 695, Herrliberg ZH.

Herrliberg, den 6. Februar 1964

Die Schulpflege

Primarschule Schupfart AG

Auf Beginn des Schuljahres, 1. Mai 1964, ist eine

Lehrstelle

an der Primarschule (3., 4. und 5. Klasse) neu zu besetzen.

Die freiwillige Ortszulage beträgt Fr. 500.-. Gleichzeitig wird auch ein Bauplatz für Lehrerwohnung zur Verfügung gestellt.

Bewerber sind gebeten, ihre Anmeldung an die Schulpflege Schupfart AG zu richten.



SILFIX

Die praktische, preisgünstige

MODELLIERMASSE

Einfache Zubereitung mit Wasser, trocknet an der Luft, **kein Brennen** nötig.

In 1-kg-Säcken: tonrot
hellgrau
hellgrün
hellbraun

ERNST INGOLD & CO., HERZOGENBUCHSEE

Das Spezialhaus für Schulbedarf Tel. 063 / 5 11 03

Metallarbeiterschule Winterthur

Wir fabrizieren Demonstrationsapparate für den Unterricht in

- Mechanik
- Wärmelehre
- Optik
- Magnetismus
- Elektrizität
- Schülerübungen

Bevorzugen Sie die bewährten schweizerischen Physikapparate

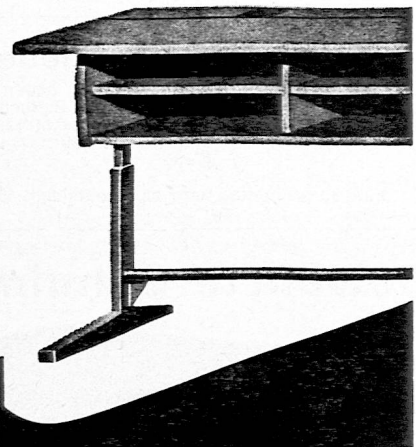
Permanente Ausstellung in Winterthur

Collège protestant romand

La Châtaigneraie Founex/Coppet Tél. 022 / 8 64 62
Dir. Y. Le Pin

- **Knabeninternat** 10 bis 19 Jahre
- **Eidgenössische Maturität**
Typus A, B und C
- **1-Jahres-Kurs für deutschsprechende Schüler**
Französisch, Handelsfächer, Allgemeinbildung

Schulmöbel



Anatomisch gebaute, funktionsgerechte Sitzmöbel, fördern Schulfreudigkeit und Lernerfolg.

Neue Ideen — neue Modelle.

Auf diesem Spezialgebiet haben wir reiche Erfahrung. Prospekt oder Besuch unseres Beraters verpflichtet zu nichts.

Stuhl- und Tischfabrik Klingnau AG
Klingnau Tel. 056/51550

KLUBSCHULE MIGROS BERN

Kunst- und Ferienreisen

in Zusammenarbeit mit dem Hotel-Plan und dem Institut zur Förderung kultureller Reisen.

Italien

1. 8tägige Kunst-Ferienfahrt nach Ravenna – Florenz

mit Besuch weiterer Kunststädte, wie Parma – Cesena – Urbino – Pisa – Genua – Pavia – Mailand.

6.–12. April und evtl. 19.–26. April 1964

Preis: Alles inbegriffen

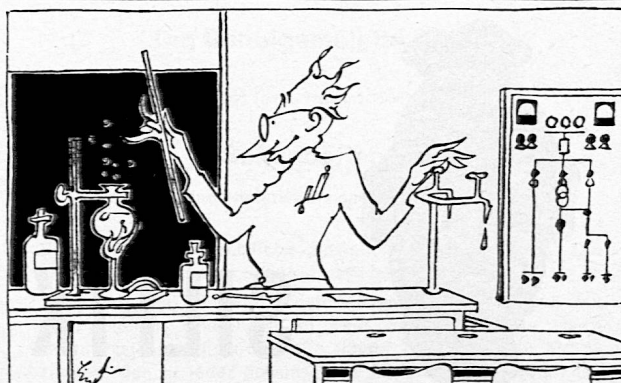
Fr. 296.–

Bahn: Bern–Mailand–Bern, Autopullman ab Mailand. Unterkunft, Verpflegung, Eintritte, Führungen, Reiseleitung, Service.

Verlangen Sie die ausführlichen Prospekte

KLUBSCHULE MIGROS BERN

Zeughausgasse 31 Telefon (031) 3 20 22



Erste Spezialfirma für Planung und Fabrikation von:

Physik-, Chemie- und Laboreinrichtungen, Hörsaal-Bestuhlungen, Zeichentische, elektrische Experimentieranlagen, fahrbare und Einbau-Chemiekapellen

ALBERT MURRI & CO. MÜNSINGEN BE

Erlenauweg 15

Tel. (031) 68 00 21



HAWE -Selbstklebefolien

sind glasklar, dauerhaft, preiswert, in verschiedenen Rollenbreiten. Die bestbewährte Bucheinfassung für Bibliothek und Schule. Muster und Offerte sendet gerne

P. A. Hugentobler, Bern 22, Breitfeldstr. 48, Tel. (031) 42 04 43

Zu verkaufen freistehendes, fünfgeschossiges, bestens erhaltenes

Haus

(Blockbau) mit 720 m² ebenem Land, in kleinem Dorf des Kantons St. Gallen, 830 m ü. M., gesunde, nebelfreie Lage. Sehr geeignet für Ferienhaus. Kaufpreis ca. Fr. 85 000.–. Zuschriften erbeten unter Chiffre 1292/39 an Publicitas Rorschach.

Bewährte Schulmöbel



solid

bequem

formschön

zweckmässig

Basler
Eisenmöbelfabrik AG
SISSACH/BL

Sissacher
Schul Möbel

Englischlehrer

sucht ab Frühjahr aushilfs- oder stundenweise Englischunterricht zu erteilen an Schule in Zürich und Umgebung, Winterthur od. Schaffhausen.

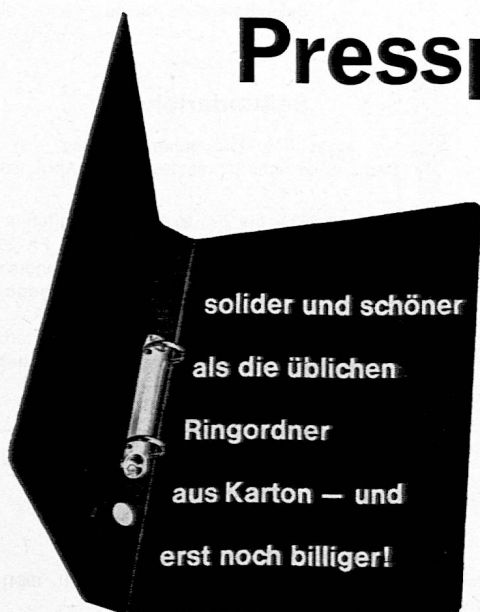
Offerten unter Chiffre 702 an Conzett + Huber, Inseratenabteilung, Postfach Zürich 1.



Schultinte

blauschwarze Eisengallustinte durch alle Papeterien erhältlich.

BRINER+CO. ST. GALLEN



Presspan-Ringordner

10 Farben

rot, gelb, blau, grün, dunkelbraun,
hellbraun, hellgrau, dunkelgrau
weiss, schwarz

solider und schöner
als die üblichen
Ringordner
aus Karton — und
erst noch billiger!

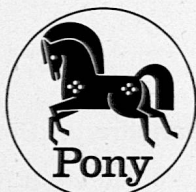
ALFRED BOLLETER
BÜROBEDARF

Uetikon am See ☎ 051 74 14 44

Presspan 0.8 mm

Zweiringmechanik 26 mm Ø

		10	25	50	100	250	500	1000
A4	250/320 mm	1.80	1.70	1.60	1.40	1.35	1.30	1.20
Stab 4°	210/240 mm	1.80	1.70	1.60	1.40	1.35	1.30	1.20
A5 hoch	185/230 mm	1.70	1.60	1.50	1.30	1.25	1.20	1.10
A5 quer	250/170 mm	1.70	1.60	1.50	1.30	1.25	1.20	1.10



Pony,
der neue
SOENNECKEN-
Schülerfüllhalter

Ihre Bestellung auf den Schulanfang

bitte so früh als möglich aufgeben. Danke!



Franz Schubiger
Winterthur

Schulhefte

in jeder Lineatur und Aus-
führung fabrizieren wir seit
Jahrzehnten als Spezialität.

Ehrsam-Müller AG

Zürich 5 Limmatstrasse 34—40 Telephone (051) 42 36 40

Suche wegen Urlaubs eine **Stellvertreterin**
für meine 1.- bis 3.-Klässler, ca. 30 Kinder, im bern. Seeland
(April bis September 1964). Neue Wohnung vorhanden. Offer-
ten unter Chiffre 701 an Conzett & Huber, Inseratenabteilung,
Postfach, Zürich 1.

Sommerferien-Wohnungstausch Holland—Schweiz

Lehrersfamilie (3 Erwachsene) sucht für 4 oder 5 Wochen ab
Mitte Juli komfortable Wohnung mit Garten in schöner Ge-
gend und ruhiger Lage.

Geboten wird ein Einfamilienhaus mit 4-5 Betten, zentral in
Holland in schöner Gegend bei Hilversum, 25 km von Am-
sterdam (sehr gute Verbindungen).

Familie Dick Visser, Schapendrift 21b, Laren Nh. (Holland)

Klosterson

Frühlings-Skitourenwochen 1964

ein besonders schönes Ferienerlebnis

1. 15. März – 21. März Bivio
2. 22. März – 30. März Ostern 1964 St. Antönien
(Teilnahme vom 26.–30. März möglich)
3. 31. März – 4. April Vereinagebiet
4. 5. April – 11. April Livignotal
5. 12. April – 18. April Silvrettagbiet
6. 19. April – 25. April Vereinagebiet
7. 26. April – 2. Mai Ortler-Cevedale
8. 3. Mai – 9. Mai Silvrettagbiet

Preis pro Woche Fr. 125.– bis Fr. 290.– (alles inbegriffen). Für SAC- und SFAC-Mitglieder Ermässigung. Für Vereine und Sektionen bitte Spezialofferte verlangen.

Organisation: Schweizer Skischule Klosters

Leitung Peter Schlegel, pat. Bergführer

Detailprogramme und jede weitere Auskunft durch:
SCHWEIZER SKISCHULE KLOSTERS
Telephon (083) 4 13 80

Sekundarschule Davos

Wir suchen

Sekundarlehrer

sprachlich-historischer Richtung
auf Beginn des Schuljahres 1964/65 (20. April 1964).

Besoldung: Fr. 15 980.– bis Fr. 20 596.–, zuzüglich 8 Prozent Teuerungszulage, Fr. 600.– Familienzulage und Fr. 300.– Kinderzulage für jedes Kind. Auch Lehramtskandidaten für Sekundarschule und Mittelschule kommen in Frage.

Anmeldungen mit den üblichen Unterlagen sind erbeten an den Präsidenten des Zentralschulrates der Landschaft Davos: Cuno Künzli, Davos Dorf.

Primarschule Maisprach BL

Auf Beginn des neuen Schuljahres (13. April 1964) ist die Lehrstelle für die

Oberschule

(4.–8. Klasse) neu zu besetzen.

Besoldung nach kantonalem Besoldungsgesetz und Ortszulage. Vorhanden ist schöne moderne 4- bis 5-Zimmerwohnung. Wer sich um diese Lehrstelle in einem sonnigen Dorf mit ländlicher Umgebung bewirbt, ist gebeten, seine Anmeldung baldmöglichst dem Präsidenten der Schulpflege, Herrn Max Itin-Graf, Maisprach, einzureichen. Tel. (061) 87 96 27

Thurgauisches Lehrerseminar Kreuzlingen

Auf Beginn des Schuljahres 1964/65, evtl. auf einen späteren Zeitpunkt, ist am Thurgauischen Lehrerseminar in Kreuzlingen die Stelle des

Direktors

in Verbindung mit den Fächern Pädagogik und Psychologie, allenfalls mit andern Fächern neu zu besetzen.

Ferner werden auf Frühjahr 1964 zur Besetzung ausgeschrieben:

die Stelle eines **Hauptlehrers**
für Mathematik

die Stelle eines **Hauptlehrers**
oder einer **Hauptlehrerin**
mit einer Kombination aus den
Fächern Deutsch, Englisch,
Geschichte und Geographie

Besoldung gemäss Verordnung des Grossen Rates vom 17. Juni 1963.

Interessenten, die über eine entsprechende Ausbildung und Lehrerfahrung verfügen, sind eingeladen, ihre Bewerbung bis **Ende Februar 1964** mit Lebenslauf, Ausweisen und Zeugnissen an das **Erziehungsdepartement des Kantons Thurgau in Frauenfeld** einzusenden.

Auskunft über die zu besetzenden Stellen erteilt die Seminardirektion in Kreuzlingen.

Erziehungsdepartement des Kantons Thurgau

Unser fröhliches und initiatives Lehrerteam sucht auf Frühjahr nach Boswil AG

eine Primarlehrerin (Unterstufe)

einen Oberschullehrer (6.–8. Klasse)

Boswil: in herrlicher Landschaft gelegen, 25 Autominuten von Zürich entfernt, Sommerkonzerte in der alten Kirche. Dazu eine aufgeschlossene Schulpflege und ein junges Lehrerkollegium.

Schöne Wohnungen und Zimmer stehen zur Verfügung. Anmeldungen baldmöglichst herzlich erbeten an die Schulpflege Boswil.

Primarschule Oberdorf BL

Auf Beginn des Schuljahres 1964/65 suchen wir infolge Schaffung einer 7. Lehrstelle

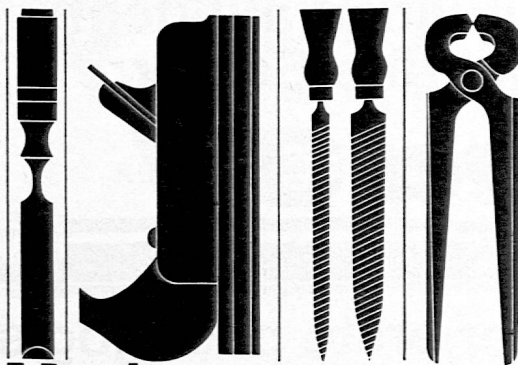
Lehrer oder Lehrerin

je nach bisheriger Tätigkeit und Weiterbildung an die Unter- oder Mittelstufe.

Besoldung und Ortszulagen sind gesetzlich geregelt.

Bewerber(innen) werden ersucht, ihre Anmeldung unter Beilage der üblichen Ausweise bis zum 25. Februar 1964 an den Präsidenten der Schulpflege, Herrn Werner Schelker, Talweg 31, Oberdorf BL, zu richten.

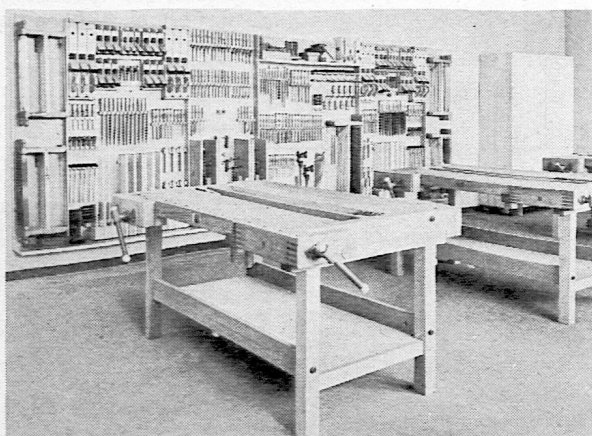
Primarschulpflege Oberdorf BL



Moderne Schulwerkstätten

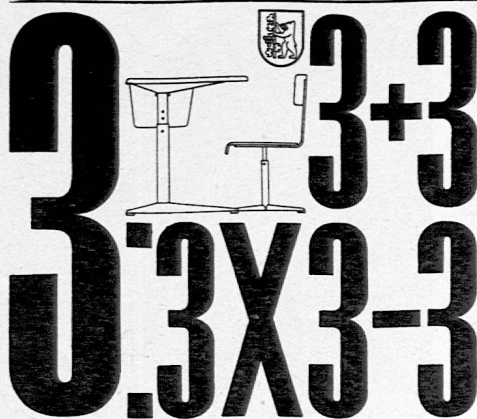
Schoch Schulwerkstätten sind und bleiben überall gleich beliebt, bei Lehrern und Schülern, weil sie ansprechend und zweckmässig eingerichtet und mit hochwertigen Qualitätswerkzeugen ausgerüstet sind. Sie entsprechen den Richtlinien für Handarbeit und Schulreform.

Schoch verfügt über reiche Erfahrung beim Planen und Einrichten kompletter Schulwerkstätten für den Metall-, Hobel- und Kartonage-Unterricht. Verlangen Sie den neuen illustrierten Prospekt, oder nähere Auskunft durch unsere Spezialabteilung. Wir stehen gerne zu Ihrer Verfügung.



JULIUS SCHOCH + CO
ZÜRICH

Abteilung Schulwerkstätten
Rüdenplatz 5 Telefon 051/24 46 60



Ob Sie addieren, subtrahieren, multiplizieren oder dividieren: immer müssen Sie sorgfältig überlegen, prüfen und rechnen. Die Summe der Vorteile, die Mobil-Schulmöbel bieten, wird Sie bei einem Versuch restlos überzeugen.

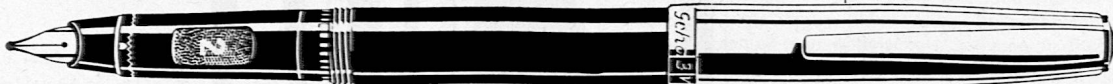
Ulrich Frei
Mobil-Schulmöbel Berneck
Telefon 071 - 7 42 42

Neue Situation auf dem Schreibgeräte-Sektor:

Geha 3V

Detailpreis:

Fr. **13.⁵⁰**



der erste pädagogische Schulfüllli ist da!



Ein langgehegter Wunsch der Schule geht damit in Erfüllung! Denn endlich können die Lehrer ihren Schülern einen Halter in die Hand geben, der die gesamte Schreib-erziehung von Grund auf vereinfachen wird.



Eine ausserordentliche Erleichterung für Lehrer, Schüler und Eltern: 3 einstellbare Griffmulden legen die richtige Schreibhaltung fest und führen zu besserer Schrift. Für jede Hand und für jede Feder lässt sich der neue GEHA 3V einstellen - auch für Fortgeschrittene und Schreibgewandte.

Weitere technische Vorteile:

- Patronen-Füllsystem
- Reservetank
- Klecksicherheit
- Unzerbrechlich
- Nur halbverdeckte Feder, daher gute Sicht beim Schreiben
- Moderne Form und geringes Gewicht

In jedem guten Fachgeschäft erhältlich

Generalvertretung:

KAEGI AG Zürich 1

Uraniastr. 40 Tel. 051-23 53 30



Universal- Stromlieferungs- Geräte

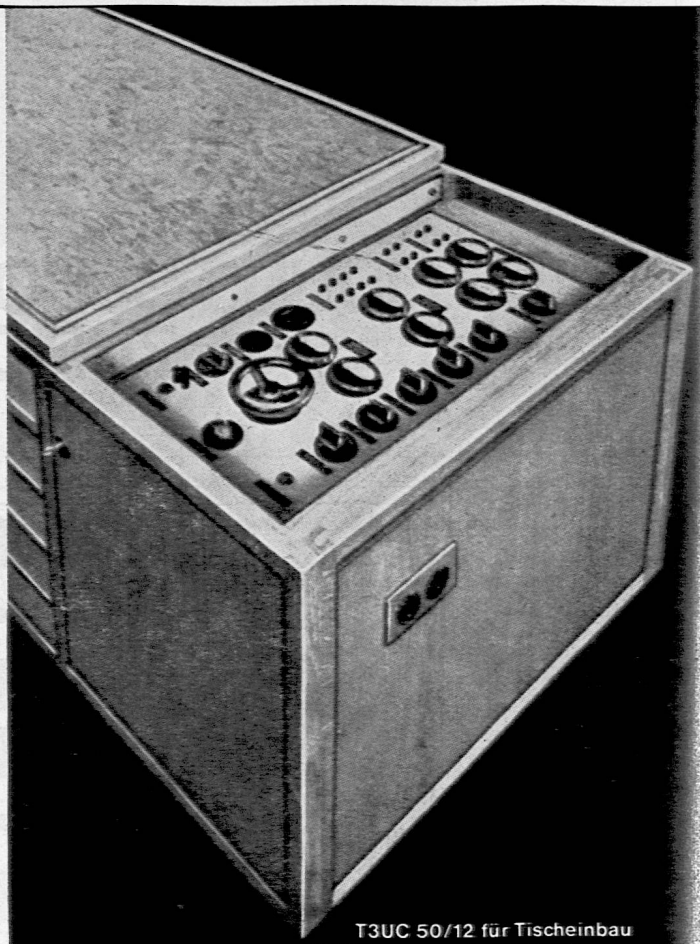
Grösste Erfahrung bietet Ihnen Siemens im Bau von modernsten Universal-Stromlieferungsgeräten für den Experimentierunterricht in Physik und Chemie mit Regeltransformatoren und Selengleichrichtern.

Die von der Apparatekommission des Schweizerischen Lehrervereins zur Anschaffung für Abschlussklassen, Real-, Sekundar-, Bezirks- und Kantonsschulen empfohlenen Normaltypen sind mit dem SEV-Sicherheitsprüfzeichen versehen. Geräte in tragbarer, fahrbarer oder ortsfester Ausführung sind ab Lager lieferbar.

Verlangen Sie Referenzen und unverbindliche Offerten. Unsere Fachleute beraten Sie gerne.

SIEMENS
ELEKTRIZITÄT SERZEUGNISSE AG
Zürich, Löwenstrasse 35
Telephon 051/25 36 00

52



T3UC 50/12 für Tischeinbau

DER PÄDAGOGISCHE BEOBACHTER IM KANTON ZÜRICH

Organ des Zürcher Kantonalen Lehrervereins · Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung

ERSCHEINT MONATLICH EIN- ODER ZWEIMAL

58. JAHRGANG

NUMMER 3

14. FEBRUAR 1964

Bestätigungswahl der Primarlehrer

In den Gemeinden

Aesch b. B., Höri, Trüllikon

wurden je ein Kollege in den Bestätigungswahlen vom 2. Februar 1964 nicht mehr in ihrem Amte bestätigt, obwohl sie von den Schulpflegen zur Wiederwahl empfohlen worden waren.

Wir raten unseren Kolleginnen und Kollegen dringend,

sich vor Uebernahme einer dieser Stellen mit dem Präsidenten des Zürcher Kantonalen Lehrervereins in Verbindung zu setzen. *Der Vorstand des ZKLV*

Präsident: H. Küng, SL, Lindenbergstrasse 13, Küssnacht ZH, Tel. (051) 90 11 83.

Zürcher Kantonaler Lehrerverein Jahresbericht 1963

I. MITGLIEDERBESTAND

31. Dezember 1963

(In Klammern: Bestand 31. Dezember 1962)

Sektion	Zahlende Mitglieder	Pensionierte	Total	Zu- oder Abnahme
Zürich . . .	1065 (1074)	335 (331)	1400 (1405)	— 5
Affoltern . .	66 (62)	17 (16)	83 (78)	+ 5
Horgen . . .	235 (225)	53 (65)	288 (290)	— 2
Meilen . . .	208 (198)	47 (45)	255 (243)	+12
Hinwil . . .	213 (200)	45 (46)	258 (246)	+12
Uster . . .	135 (138)	20 (21)	155 (159)	— 4
Pfäffikon . .	94 (97)	19 (17)	113 (114)	— 1
Winterthur .	374 (346)	103 (102)	477 (448)	+29
Andelfingen .	82 (72)	16 (17)	98 (89)	+ 9
Bülach . . .	204 (177)	25 (26)	229 (203)	+26
Dielsdorf . .	92 (88)	17 (18)	109 (106)	+ 3
Total . . .	2768 (2677)	697 (704)	3465 (3381)	+84

Beitragsfreie Mitglieder (Studium, Ausland, Krankheit, Vikare)	278 (232)	+46
Pendente Fälle	21 (12)	+ 9
	3764 (3625)	+139
Todesfälle: 47	Austritte: 94	Neueintritte: 280

Der Mitgliederbestand ist im Berichtsjahr um 139 auf 3764 gestiegen. Erfreulicherweise ist bei dieser Zahl der Anteil der zahlenden Mitglieder mit 91 am höchsten. Die Zahl der Pensionierten ist um 7 gesunken, während die Zahl der beitragsfreien Mitglieder um 46 auf 278 gestiegen ist. Die Anzahl der beitragsfreien Mitglieder beträgt nun gut 7 % der Gesamtmitgliederszahl oder knapp 10 % der zahlenden Mitglieder.

Die Zahl der Austritte ist gegenüber dem Vorjahr um 39 gesunken. Leider sind auch bei den diesjährigen Austritten wieder einige wenige Kolleginnen und Kollegen dabei, welche zwar in den Genuss der Erfolge des ZKLV kommen, aber auf die Mithilfe durch ihren Beitrag verzichten wollen. Glücklicherweise bleiben

dies Einzelfälle. Der grösste Teil unserer Kollegen weiss, dass sich nur eine geschlossene Lehrerschaft erfolgreich für die Interessen der Schule und ihrer Lehrer einsetzen kann.

Die neue Art der Werbung in den einzelnen Bezirken beginnt sich langsam einzuspielen und war in ungefähr der Hälfte der Bezirke schon recht erfolgreich, was die hohe Zahl der Neueintritte beweist (280 gegenüber 156 im Vorjahr). Da die Zahl der Lehrstellen im Kanton weiterhin zunimmt, ist zu hoffen, dass auch in unserem Verein die Zahl der Mitglieder im gleichen Masse steigen wird.

R. Lampert

II. VORSTÄNDE DER SEKTIONEN UND DELEGIERTE

1. Das vollständige Verzeichnis wurde im Pädagogischen Beobachter Nr. 12 vom 10. August 1962 publiziert; eine erste Liste von Mutationen erschien im Pädagogischen Beobachter Nr. 5 vom 1. März 1963.

2. An Mutationen sind im Verlaufe des Jahres 1963 eingetreten:

Delegierte der Bezirkssektionen

Sektion Zürich

Rücktritte:

Jakob Zöbeli, SL

Hans Käser, SL

Hans Moebius, PL

Neuwahlen:

Eric Attinger, RL, Glärnischstrasse 601, Herrliberg

Karl Mäder, PL, Kirchweg 60, Oberengstringen

Peter Meier, SL, Segantinistrasse 47, Zürich 10/49

Sektion Hinwil

Neuwahl:

Wilfried Oberholzer, SL, Fischenthal.

FS

III. DELEGIERTENVERSAMMLUNG (DV)

Im Berichtsjahr wurde nur eine ordentliche Delegiertenversammlung durchgeführt. Am 8. Juni 1963 hatten die Delegierten Stellung zu nehmen zu den statutarischen Geschäften, den Wahlvorschlägen in den Erziehungsrat, in die Organe des Schweiz. Lehrervereins und in den Festbesoldetenverband. Ausserdem referierte Kollege Max Schärer über die Rechtsstellung des Lehrers in der Schule, und die Versammlung fasste den entscheidenden Beschluss über die Durchführung der «Weltkampagne gegen den Hunger» in den zürcherischen Schulen.

Jahresbericht, Jahresrechnung 1962 und Voranschlag für 1963 wurden genehmigt und der Jahresbeitrag ab 1964 von Fr. 18.— auf Fr. 20.— erhöht. Einstimmig wurde unser Vertreter im Erziehungsrat, Kollege Max Suter, der Synodalversammlung zu ehren-

voller Bestätigung empfohlen und die Kandidatur von Dr. Max Gubler, Winterthur, unterstützt. Anstelle von Hans Bräm wurde Walter Seyfert in die Stiftungskommission des Pestalozzianums gewählt. Auch die Vorschläge des Vorstandes und der Präsidentenkonferenz für die Funktionäre in den Organen des SLV fanden einhellige Zustimmung. Max Suter wurde im Vorstand des Festbesoldetenverbandes durch Konrad Angele ersetzt. Dem Ansuchen des Schweiz. Nationalen Komitees für die Weltkampagne gegen den Hunger auf Durchführung einer Geldsammlung unter der Zürcher Schuljugend für den Bau eines Schulhauses in «Loka Niketan», Indien, stimmten die Delegierten zu und beauftragten den Vorstand mit der Durchführung. Kollege Max Schärer stellte in einem ausführlichen Referat «Lehrer – Schule – Recht» (auszugsweise wiedergegeben im PB Nr. 14) die Rechtsstellung des Lehrers dar und erntete mit seinen Ausführungen lebhaft Zustimmung.

(PB Nr. 13, Seiten 50–52)

IV. GENERALVERSAMMLUNG (GV)

keine

V. PRÄSIDENTENKONFERENZ (PK)

In vier Konferenzen wurden die Präsidenten der Bezirkssektionen über die laufenden Geschäfte orientiert und um ihre Meinung befragt. Sie hatten auch Gelegenheit, Probleme und Fragen aus der Lehrerschaft in den Bezirken an den Vorstand heranzutragen.

Die 1. Präsidentenkonferenz vom 11. Januar 1963 nahm wichtige Mitteilungen entgegen und behandelte den Wahlvorschlag für die Jugendschriftenkommission des SLV. Das Reglement über Sonderklassen wurde einer kritischen Durchsicht unterzogen und die neuralgischen Punkte herausgestellt. Die seit einigen Jahren durchgeführte Mitgliederwerbung bei den Oberseminaristen musste aufgegeben werden. Daher ist in den einzelnen Bezirken eine intensive Werbung nötig. Die Richtlinien für ein erfolgversprechendes Vorgehen werden durchgesprochen. Sodann befassten sich die Präsidenten mit den Pauschalabzügen bei den Steuern, den Mietpreisen für Lehrerwohnungen und den Auswirkungen des Lehrermangels.

(PB Nr. 7, Seite 25)

Die 2. Präsidentenkonferenz vom 17. Mai 1963 hatte die Geschäfte der ordentlichen Delegiertenversammlung vorzubereiten. Den Wahlvorschlägen des Vorstandes stimmten die Präsidenten zu und begrüßten auch die in Aussicht genommene Beteiligung an der Weltkampagne gegen den Hunger. Die Begutachtung des Sonderklassenreglementes ist von einer Kommission, in der alle Stufen vertreten waren, gründlich vorbereitet worden. Einmal mehr wurde das Recht der Lehrer zur Teilnahme an den Schulpflegsitzungen besprochen.

(PB Nr. 12, Seiten 45–47)

Die 3. Präsidentenkonferenz vom 27. September 1963 befasste sich mit einer Reihe wichtiger Mitteilungen über die Revision des Versicherungsgesetzes, die Reorganisation der Schulsynode, die Nationale Reportage der Expo, den Schweizerischen Lehrertag in Bern, die Sekundarlehrausbildung, die Berechnung der Dienstjahre und den Ferienanspruch. Für die Bestätigungswahlen der Primarlehrer im Jahr 1964 wurden die er-

sten Vorbereitungen getroffen. Auch die in Aussicht stehende strukturelle Besoldungsrevision, der Teuerungsausgleich und die Treueprämien wurden behandelt. Die Aktion «Loka Niketan» war inzwischen erfreulich angelaufen. Grosse Beunruhigung und lebhaft Proteste hatte der Angriff der Informationsstelle der Aerztegesellschaft in der Presse bei der Lehrerschaft hervorgerufen. Die Stellungnahme des Vorstandes wurde gutgeheissen.

(PB Nr. 17, Seiten 65–66)

An der 4. Präsidentenkonferenz vom 29. November 1963 wurde über den Stand verschiedener Besoldungsfragen orientiert: Teuerungsausgleich 1963 und 1964, Treueprämien-Dienstaltersgeschenke, strukturelle Besoldungsrevision. Die vom Vorstand verfolgten Ziele und die vorgesehenen Schritte fanden einhellige Zustimmung. Die Weltkampagne gegen den Hunger ist von der zürcherischen Lehrerschaft erfreulich gut aufgenommen worden; die bereits vorliegenden ersten Ergebnisse sind recht verheissungsvoll. Im Sinne früher gefasster Beschlüsse wurden die Werbepremien ausbezahlt. Die weitere Werbung neuer Mitglieder und die freie Aussprache über Probleme der Sektionen füllten den Rest der Zeit.

(PB 1964 Nr. 3, Seiten 10–12)

VI. KANTONALVORSTAND (KV)

Der Kantonalvorstand hatte eine recht grosse Arbeit zu bewältigen. Zu den 25 Geschäften, die vom Vorjahr zu übernehmen waren, kamen 75 neue dazu. Insgesamt konnten in den 38 Sitzungen (Vorjahr: 38) 57 Geschäfte erledigt werden, 43 werden uns auch im kommenden Jahr beschäftigen. Manche derselben ziehen sich über Jahre hinweg, während z. B. Besoldungsfragen in immer kürzer werdender Zeit ihr Gesicht ändern und durch neue Geschäfte abgelöst werden. Der Vorstand bemühte sich nach Kräften und mit sichtlichem Erfolg, die anfallenden Geschäfte rasch zu erledigen. Oft wurde allerdings seine Geduld durch äussere Umstände auf eine harte Probe gestellt.

Die umfangreichen und häufig sehr kurzfristig zu erledigenden Sekretariatsarbeiten besorgte Frau Suter zuverlässig, gut und rasch.

H. K.

Zürcher Kantonaler Lehrerverein

PROTOKOLL DER PRÄSIDENTENKONFERENZ

Freitag, den 29. November 1963, 19.00 Uhr,
im Bahnhofbuffet Zürich-Hauptbahnhof.

Präsenz:

Die Sektionspräsidenten ohne Hanspeter Vögeli (entschuldigt), Otto Meier (vertreten durch Heinrich Stüssi) und Walter Glarner (vertreten durch W. Meier, Uster). Der Kantonalvorstand vollzählig.

Traktanden:

1. Protokoll, 2. Mitteilungen, 3. Besoldungsfragen, 4. Weltkampagne gegen den Hunger, 5. Auszahlung der Werbepremien, 6. Probleme der Sektionen und freie Aussprache.

Der Präsident Hans Küng weist einleitend darauf hin, dass die Geschäftsliste für die vierte und letzte PK des Jahres mit Absicht kurz gehalten wurde, damit der freien Aussprache diesmal ein breiterer Raum als üblich zugestanden werden könne.

1. Protokoll

Der Geschäftsbericht über die Präsidentenkonferenz vom 27. September ist im PB Nr. 17 vom 8. November abgedruckt worden. Er wird stillschweigend gutgeheissen.

2. Mitteilungen

2.1. Die «Nationale Reportage» der Schweizer Jugend für die Expo 64 ist abgeschlossen. Die vom Synodalvorstand ausgewählten Arbeiten sind in einer gut besuchten Ausstellung im Pestalozzianum zu sehen; sie werden anschliessend nach Lausanne weitergeleitet.

2.2. Die erweiterte Sekundarlehrer-Kommission ist unter dem Vorsitz von Prof. Leo Weber zu einer Reihe von konkreten Verbesserungsvorschlägen für das Sekundarlehrerstudium gelangt; ein dreiköpfiger Ausschuss ist mit der Abfassung des schriftlichen Berichtes zuhanden der Erziehungsdirektion beauftragt.

2.3. Eine weitere erziehungsrätliche Kommission hatte sich mit der Frage der Fünftagewoche in der Schule zu befassen (Vorsitz: Walter Scholian). Sie kommt in ihrem Schlussbericht zur eindeutigen Ablehnung der verkürzten Schulwoche. Der Bericht ist in den Tageszeitungen veröffentlicht worden.

2.4. Hinweis auf die 6. AHV-Revision, die in der Dezembersession der eidgenössischen Räte behandelt werden wird und Rentenerhöhungen von rund einem Drittel bringen soll.

2.5. Der von der Aerztegesellschaft des Kantons Zürich ausgelöste Sturm um das überforderte Schulkind ist noch nicht zur Ruhe gekommen. – Der Erziehungsrat fasst die Bildung einer Kommission ins Auge, die das Problem gründlich abzuklären hätte.

2.6. In der Presse – hauptsächlich der ländlichen – werden immer wieder Wünsche nach Errichtung neuer Mittelschulen geäussert.

2.7. Die Prosynode regt an, es sei auch dem Volksschullehrer die Möglichkeit zu Studienurlauben einzuräumen. Der Synodalvorstand will die Frage durch eine spezielle Kommission abklären lassen.

3. Besoldungsfragen

3.1. Hans Küng orientiert über den gegenwärtig bei der kantonsrätlichen Kommission liegenden Antrag des Regierungsrates, nach welchem dem kantonalen Personal für das Jahr 1963 eine einmalige Sonderzulage in der Höhe von 2½ % ausgerichtet werden soll. Erfreulicherweise sind die Rentner mit einbezogen. Wie im Vorjahr sind gewisse Minima vorgesehen. Die Gemeinden werden ermächtigt, ihre freiwilligen Zulagen im gleichen Ausmass zu verbessern.

3.2. Ein weiterer Antrag des Regierungsrates sieht vor, ab 1. Januar 1964 die Teuerungszulagen auf 7 % (gemessen an der 1962er Besoldung) zu erhöhen. Es wären dabei 201,8 Indexpunkte ausgeglichen; der Stadtzürcher Index steht gegenwärtig bei 202,5 Punkten. – Diese Besoldungserhöhung ist als Uebergangslösung gedacht, da die für 1964 vorgesehene strukturelle Besoldungsrevision noch nicht spruchreif ist.

3.3. Nachdem schon viele Gemeinden ihren Angestellten regelmässig wiederkehrende Treueprämien ausrichten, beantragt nun der Regierungsrat, dem kantonalen Personal ab 1964 eine ähnliche Vergünstigung zukommen zu lassen. Die Prämie entspricht einem Monatsgehalt und wird nach je fünf Dienstjahren fällig, beginnend mit dem zehnten. Beim 25. Dienstjahr beträgt sie anderthalb, beim 40. zwei Monatsbesoldungen.

Für 1964 ist eine Uebergangslösung ins Auge gefasst. Die Gemeinden können ihre freiwillige Zulage der gleichen Regelung unterstellen oder eigene Wege gehen unter der Bedingung, dass diese im Endeffekt nicht über den kantonalen Rahmen hinausgehen.

3.4. In der Stadt Zürich ist die strukturelle Besoldungsrevision schon weit fortgeschritten; sie wird der Lehrerschaft voraussichtlich Verbesserungen bringen, die sich nicht mehr innerhalb der kantonalen Limite bewegen werden. Dies und die sich für das kantonale Personal anbahnenden Revisionen haben den Vorstand bewogen, beim Herrn Erziehungsdirektor um eine Audienz nachzusuchen, bei welcher die Besoldungssituation der Volksschullehrerschaft überprüft werden soll. Dabei soll der Wunsch nach einer zweiten Periode von Dienstalterszulagen nach dem 15. Dienstjahr wieder geäussert werden. Dieser Schritt ist als Parallele zur Einstufung in eine obere Besoldungsklasse bei den andern Beamtenkategorien gedacht.

4. Weltkampagne gegen den Hunger

Arthur Wynistorf referiert über die vorbereitenden Massnahmen des Vorstandes zugunsten der von der DV gutgeheissenen Aktion «Loka Niketan – die Zürcher Schuljugend baut in Indien ein Schulhaus». Die Kollision mit der Aktion für den Schwergelähmtencar des Roten Kreuzes kann dem einen wie dem andern Unternehmen vielleicht etwas Abbruch tun; der Vorstand zweifelt aber nicht daran, dass beide Unternehmen auf ihre Rechnung kommen werden. Auf Grund der bisherigen Meldungen kann diese Zuversicht keineswegs als sträflicher Optimismus bezeichnet werden. – G. Hochstrasser schildert die vielseitigen Aktionen der Schulen von Affoltern a. A.

5. Auszahlung der Werbeprämien

Dem ZKLV sind in der Zeit vom 31. Dezember 1962 bis zum 29. November dieses Jahres 266 neue Mitglieder beigetreten; die meisten davon sind auf dem Weg über die Sektionsvorstände gemeldet worden. Die Sektionen erhalten pro Neumitglied eine Werbeprämie von fünf Franken, die den Präsidenten vom Quästor bar ausbezahlt werden.

6. Probleme der Sektionen und freie Aussprache

6.1. Den erfreulich vielen Neueintritten stehen die üblichen Abgänge beim Mitgliederbestand gegenüber. Die Zahl der Lehrstellen hat sich in den letzten Jahren stärker erhöht als die Zahl unserer Vereinsmitglieder. Der Präsident betont die Notwendigkeit der ständigen Werbung.

6.2. Hch. Stüssi erkundigt sich, ob die heute besprochenen Besoldungsbewegungen schon einer breiteren Kollegenschaft mitgeteilt werden können. – Dem steht nichts im Wege, da die regierungsrätlichen Vorlagen bereits im Amtsblatt veröffentlicht worden sind.

6.3. Ernst Schneider findet es nötig, hin und wieder dem Vorwurf entgegenzutreten, der ZKLV beschäftige sich nur mit Besoldungsfragen. Es ist im Gegenteil so, dass sich der Vorstand grösstenteils mit andern standespolitischen Fragen zu beschäftigen hat, die allerdings weniger spektakulär, für die Arbeit des Lehrers aber doch sehr wichtig sind.

6.4. G. Hochstrasser berichtet von einer Gemeinde seines Bezirkes, dass dort nun auch noch die letzten gewählten Lehrer fortziehen. Der ständige Lehrerwechsel benachteiligt schliesslich die Schulkinder, und

daher sei eine Sperrung der Lehrstellen durch den ZKLV nicht mehr am Platz. – Der Präsident stellt richtig, dass unser Verein dieser Gemeinde gegenüber nie eine «Sperre» verhängt hat. Die beschämenden Vor-
kommnisse bei den letzten Bestätigungswahlen konnten nicht der Schulbehörde zum Vorwurf gemacht werden; es ist aber leicht verständlich, dass sie sich in der Folge nicht als besonders werbekräftig auf dem Lehrermarkt auswirkten. Es ist bedauerlich, dass die Kinder die Leidtragenden sind.

In Industriekreisen ist ausgerechnet worden, dass jeder Arbeitsplatzwechsel dem Unternehmen Unkosten in der Höhe von durchschnittlich 6000 bis 8000 Franken verursacht. *Ein Lehrstellenwechsel kostet die Gemeinde bei weitem nicht so viele Franken, doch hat sie ihn in anderer, allerdings nicht messbarer Währung zu begleichen* (Mitteilung von Hch. Stüssi).

Max Suter bittet die Kollegen, in der nächsten Zeit ein wachsames Auge auf die Vorgänge in den Gemeinden zu richten, da bald nach Neujahr die Bestätigungswahlen für Primarlehrer durchzuführen sein werden.

6.5. Eine längere Diskussion ist dem Problem der Lehrerwohnung gewidmet. Besonders in den grossen Orten hält es von Jahr zu Jahr schwerer, eine Wohnung zu angemessenem Preis aufzutreiben. Demgegenüber sind kleinere Gemeinden nicht selten in der Lage, ihre Stellenausschreibungen mit verlockenden Wohnungsangeboten zu garnieren; von einer eigentlichen «Stadtflucht der Lehrer» kann trotzdem noch nicht gesprochen werden. Vorstösse in den Gemeinderäten von Zürich und Winterthur lassen aber erkennen, dass man sich von der Einrichtung von Amtswohnungen eine bessere Position auf dem Stellenmarkt erhofft. In der Aussprache zeigt sich, dass besonders die Landlehrer der sich hier abzeichnenden Entwicklung mit einiger Skepsis begegnen, denn, von nahem besehen, zeigen die Dinge oft ein etwas anderes Gesicht. Eine «Leibeigenschaft auf dem Wohnungssektor» ist im Prinzip nicht zu begrüssen, doch kann die gegenwärtige Entwicklung aus dem Zwang der Verhältnisse verstanden werden.

6.6. Es werden noch einige praktische Einzelheiten um die Werbung und das Meldewesen durchbesprochen. Fritz Eggli bemängelt insbesondere, dass die Liste der neu abgeordneten Verweser erst mit grosser Verspätung im «Amtlichen Schulblatt» erscheint.

Schluss der Konferenz um 21.50 Uhr.

Der Protokollführer: A. Wynistorf

Zürcher Kantonaler Lehrerverein



Loka Niketan

DIE ZÜRCHER
SCHULJUGEND
BAUT IN INDIEN
EIN SCHULHAUS

Der heutige Bericht umfasst die Eingänge bis zum 6. Januar. Es ist wieder viel Gutes zu melden; besonders

die Zeit um Weihnachten herum schien von der allgemeinen Spendefreudigkeit jener Tage beeinflusst zu sein. Neben persönlichen Spendern, Schulklassen und Schulhäusern ist erstmals eine weitere Geberkategorie in Erscheinung getreten, die juristische Person. Die *Sekundarlehrerkonferenz* hat unsere Sammlung mit einem runden Tausender bedacht, der – wie alle andern Spenden – auch an dieser Stelle herzlich verdankt sei. Jetzt aber lassen wir Zahlen sprechen:

Primarschüler Rüti 1069.15, Sekundarschule Veltheim-Winterthur 600.–, 4. Klasse Aemtler B, Zürich-Limmattal 38.50, Primarschule Schöfflisdorf 336.–, Schulhaus Aemtler A, Zürich-Limmattal 1560.–, Klasse W. Kyburz, Gubel B, Zürich-Glattal 61.45, 5./6. Klasse Bonstetten 125.–, Oberstufe Rüti 1200.–, Schachen, Winterthur 429.–, 5. Klasse Herrliberg 117.–, 1. Klasse Bülach 100.–, 1. Sekundarklasse Feldstrasse, Zürich-Limmattal 249.80, Oberstufe Dietikon 74.65, M. Fahrner, Zürich 7 100.–, Primarschule Pfäffikon 1302.25, H. Schönenberger, Buhn, Zürich-Glattal 900.–, 4. Klasse Aemtler B, Zürich-Limmattal 33.–, Realklasse 1 B Dietikon 330.–, Sekundarschule Rickenbach 75.– (1. Rate), Primarschule Hochfelden 170.–, Klasse M. Rüegg, Erlenbach 191.30, 3. Klasse Bülach 140.–, Gesamtschule Gündisau-Russikon 200.–, Oberstufe Wald 509.40, Oberstufe Elsau 708.65, 1. Sekundarklasse Tann (20.– Ergänzung), 1. Klasse Rosengarten, Zürich-Waidberg 52.45, D. Peter, Wollishofen 50.–, Primarschule Brüttisellen 290.50, Oberstufe Dürnten-Tann 211.–, Klasse 5 A, Bühlwiesen, Winterthur 400.–, Primarschule Dietikon 2608.70, Schulhaus Wollishofen, Zürich-Uto 1613.–, Schulhaus Riedtli, Zürich-Waidberg 1500.–, Primarschule Höri 377.30, Waidhalde, Zürich-Waidberg 349.40 (2. Zahlung), Heiligberg, Winterthur 177.90, 2. Klasse Hohlstrasse, Zürich-Limmattal 30.75, Kl. 3. BK Kanzleistrasse, Zürich-Limmattal 40.–, 4. Klasse Aemtler B, Zürich-Limmattal 58.70 (2. Zahlung), Primarschule Niederuster 50.–, 2. Klasse Aemtler B, Zürich-Limmattal 19.55, 1. Klasse Weinbergstrasse, Zürich-Waidberg 312.–, 3. Klasse Freiestrasse, Zürich-Zürichberg 50.–, 1. Klasse Gubel B, Zürich-Glattal 36.–, 2. und 6. Klasse Weinbergstrasse, Zürich-Zürichberg 1421.17, St. Georgen, Winterthur 2072.–, Utogrund, Zürich-Limmattal und Letzi 2500.–, Primarschule Steinmaur 330.70, Primarschule Oberrieden 352.–, Schulhaus Bachtobel, Zürich-Uto 230.–, Sekundarklasse 1 A Heiligberg Winterthur 110.–, 6. Klasse Bülach 54.10, 6. Klasse Aemtler B, Zürich-Limmattal 65.–, Schule Hausen a. A. 320.80, Sekundarschule Grüningen 30.–, Primarschule Höri 32.20 (Nachtrag), Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich 1000.–, Primarschule Rüti 1886.65, Oberstufe Affoltern a. A. 1110.–, Primarschule Kollbrunn 853.50, Schule Stadel 766.20, Wolfbach, Zürich-Zürichberg 203.10, Schule Waltalingen 128.50, Schulen Richterswil 1620.–, Klasse A. Studer, Aemtler B, Zürich-Limmattal 1378.–, H. Huber, Uetikon 218.–, 2. Klasse Halde A, Zürich-Glattal 31.10, Realklasse 3 c Heiligberg, Winterthur 500.–, 3. Klasse Triemli, Zürich-Letzi 245.–, 4. bis 6. Klasse und Realschule Zollikerberg 2342.50.

Der Vorstand des ZKLV